

Deutsche Zeitung

== Wochen-Ausgabe ==

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmaier

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 45

São Paulo, 26. April 1913

IX. Jahrg.

Kolonisation im Staate São Paulo.

Man spricht immer davon und ärgert sich darüber, daß ausländische, in erster Reihe italienische, Zeitungen über den Staat São Paulo sehr oft recht verkehrte und mißgünstige Informationen verbreiten. Jetzt hat aber der Dekan der Landespresse, die führende Zeitung Brasiliens, das „Jornal do Commercio“, etwas ähnliches getan. In einem sehr langen und sehr ausführlichen Artikel, in dem er sich mit dem Siedlungsproblem befaßt, spricht Herr Dr. Belfort Duarte der paulistaner Kolonisation jede Zukunft ab. Die Kolonisten im Staate São Paulo sind keine Kolonisten, meint er, sie sind von den Fazendeiros abhängig, sie verdienen zu wenig, um sich selbständig zu machen und sie finden dazu auch nicht die Gelegenheit, denn der Großgrundbesitz bleibt ungeteilt, der Kolonist kann sich kein Eigentum erwerben.

Wenn man die Sache oberflächlich betrachtet, dann möchte man Herrn Dr. Belfort Duarte recht geben. Die Arbeiter auf den Fazendas sind keine Kolonisten im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie arbeiten für den Großgrundbesitzer, während der Kolonist doch nur auf seinem Eigentum für sich selbst schaffen soll. Beim näheren Zusehen entdeckt man aber, daß jedem dieser Fazendaarbeiter der Weg zur Selbständigkeit geebnet ist, daß es von jedem einzelnen von ihnen selbst abhängt, ob er nach der Arbeit auf einer Fazenda, wo er sich an das Klima und an die hiesigen Verhältnisse gewöhnt, als kleiner Grundbesitzer seine Zukunft sichert, oder ob er es vorzieht, im Brote des Fazendeiro zu bleiben.

Jede Familie verdient auf den Fazendas mit Leichtigkeit 1:200\$000 jährlich. Größere Familien verdienen auch bis 2:000\$000. Sie haben ihr Wohnhaus, für das keine Miete berechnet wird und das „Patronato Agricola“ sorgt dafür, daß die abgemachten Löhne pünktlich und ganz ausgezahlt werden. Den Familien ist ein Stück Land zur Bestellung überlassen, sie können ihr Gemüse pflanzen, ihr Vieh und Geflügel halten, so daß die Leute auf diese Weise, wenn sie fleißig sind und etwas zu wirtschaften verstehen, nicht nur den Verdienst nicht angreifen müssen, um die Auslagen des Lebens zu bestreiten, sondern von dem Ertrag ihrer eigenen Wirtschaft noch etwas zurücklegen können. Es ist nicht gesagt, daß alle Fazendaarbeiter etwas ersparen, aber wohl kann man sagen, daß jedem von ihnen die Gelegenheit zum Sparen geboten ist.

Es gibt Arbeiter, die nach einem fünfjährigen Aufenthalt auf einer Fazenda zehn Contos de Reis erspart haben. Mancher von ihnen wendet sich der Stadt zu, mancher geht nach seiner Heimat zurück, mancher ergreift den Wanderstab und geht nach Argentinien. Die wenigsten bleiben sesshaft, aber das ist nicht die Schuld der Verhältnisse, sondern es liegt in dem Blute des italienischen Elements, das noch immer das größte Kontingent der landwirtschaftlichen Arbeiterschaft stellt.

Es gibt rühmliche Ausnahmen, deren Beispiel, wenn unter den Arbeitern der Sinn für die Sesshaftigkeit ausgeprägter wäre, zur Regel werden könnte. Nach einer schon vor fast acht Jahren gemachten Aufstellung befanden sich im Staate São Paulo 8423 Besitzungen in den Händen von Ausländern, und diese waren fast alle frühere Fazendaarbeiter. Diese Besitzungen repräsentierten einen Wert von 137.393 Contos de Reis. Die Gesamtzahl der Grundbesitze betrug damals 56.931 und ihr Wert erreichte die Höhe von 1.051.836 Contos de Reis. Der in den Händen der Ausländer befindliche Teil der Besitzungen ist also verhältnismäßig nicht gering.

Auch die folgenden Zahlen sind von Interesse und sprechen dafür, daß den Arbeitern die Gelegenheit geboten ist, sich eine Besitzung zu erwerben. In der offiziellen Statistik figurieren 21.535 Besitzungen zu je 25 Hektar und 11.735 Besitzungen von je ca. 60 Hektar. Der Staat São Paulo ist also absolut nicht in sehr große Latifundien eingeteilt, sondern die Zahl der kleinen Besitzungen ist bedeutend größer als die der großen, und diese kleinen Fazendas kann der Kolonist, wenn er das zum Fortkommen überall auf der Welt unbedingt notwendige Glück hat, die unerläßliche Initiative besitzt und mit dem Fleiß die Sparsamkeit verbindet, zu eigen erwerben.

Der beste Boden kostet im Staate São Paulo 200, 300 und 500 Milreis der Hektar. Eine Fazenda von 25 Hektar kann also, den teuersten Preis genommen, 12:500\$000 kosten. Das ist eine Summe, wie sie manche Kolonistenfamilie mit nach Italien nimmt. Würden die Leute sich hier sesshaft machen wollen, dann könnten sie das wirklich erreichen. Jetzt gibt es im Staate aber auch Ländereien, die für 50 und 100 Milreis pro Hektar verkauft werden und so den Arbeitern Gelegenheit geboten ist, zwei oder gar drei solche Lose anzukaufen.

Die Klage des Herrn Dr. Belfort Duarte, der Kolonist hat im Staate São Paulo keine Zukunft, ist



also absolut nicht berechtigt. Der Kolonist hat hier Zukunft, wenn er sie sich schaffen will und zu schaffen versteht. Jetzt kommt aber noch etwas hinzu. In verschiedenen Gegenden des Staates São Paulo wird nach den Mustern Südbrasilien kolonisiert. Die Kolonisten bekommen auf Abzahlung Ländereien, die vor den Kolonien in den anderen Staaten in der Regel den Vorzug haben, daß sie nicht ganz verkehrsentlegen sind. Die Arbeiter der Fazendas haben, wenn sie auch nicht zu den Sparern gehören, somit Gelegenheit, nach dem Verlassen des Großgrundbesitzes sich selbständig zu machen. In den drei oder fünf Jahren, die sie auf der Fazenda verbracht haben, haben sie wertvolle Erfahrungen gesammelt, sie sind das Klima gewöhnt und auch der Nichtsparer kann sich im Besitze einiger hundert Milreis befinden, die gerade hinreichen, um sich auf der eigenen Kolonie einzurichten.

Wenn man nur die kleinen Fazendas in Betracht zieht, die den Arbeitern erschwinglich sind, dann muß man sagen, daß Dr. Belfort Duarte zum größten Teile unrecht hat, denn er hätte die sparsamen und vom Glücke etwas begünstigten Arbeiter aus seiner Betrachtung ausschließen müssen, da sie doch unstreitig hier eine Zukunft haben. Berücksichtigt man aber auch noch die eigentlichen Kolonien, die gegen Abzahlung und zu anderen äußerst günstigen Bedingungen abgegeben werden, so muß man eingestehen, daß sein Urteil überhaupt jede Berechtigung verliert. Der Kolonist hat hier eine Zukunft, nur muß er sie wollen, nur muß er arbeiten, nur muß er nicht von dem Heimweh geplagt sein, wie dies mit den meisten Italienern der Fall ist. Die Heimat kann man freilich nicht mitnehmen. Neapel und Kalabrien lassen sich nicht nach S. Paulo verlegen, wer sie nicht auf die Dauer entbehren kann, der muß zurück; er tut das aber nicht deshalb, weil er hier keine Zukunft findet, sondern deshalb, weil er es so will.

Die Paulistaner Staatsanleihe

Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, in Notizen und namentlich in unserem Rio-Handelsbericht auf die neue Paulistaner Staatsanleihe hinzuweisen. Die Operation erscheint uns aber wichtig genug, um uns auch an leitender Stelle mit ihr zu beschäftigen. Die Anleihe beträgt, wie bekannt sein dürfte, 7,5 Millionen Pfund Sterling, die zum Kurs von 92 begeben wurden. Die Verzinsung beträgt 5 Prozent jährlich, und die Anleihe soll innerhalb 10 Jahren zu Pari eingelöst werden. Die Anleihe hat nichts mit der Valorisation zu tun, wie von Gegnern jenes Unternehmens behauptet wurde. Im Gegenteil: São Paulo verfügt infolge der Verkäufe von Valorisationskaffee über hinreichende Mittel, um die Anleihe von 1908 nunmehr vollständig einzulösen. Es beabsichtigt, diese Einlösung am 1. Juli d. J. vorzunehmen, wozu ihm der Anleihevertrag das Recht gibt. Auf diese Weise erlangt es freie Verfügung über die gegenwärtig noch unter der Kontrolle des Valorisationskomitees stehenden Kaffeevorräte (von 3.400.000 Sack) und über die Zuschlagstaxe von 5 Franken, die in Santos für jeden zur Ausfuhr gelangenden Sack Kaffee erhoben wird. Der noch vorhandene Bestand an Valorisationskaffee und die Hälfte der Zuschlagstaxe dienen als Unterlage für die neue Anleihe.

Die Valorisationsanleihe-Titel, die sich noch im Umlauf befinden, werden auf 5 Millionen Pfund Sterling geschätzt, und die Gelder, die der Staat aus Verkäufen von Valorisationskaffee disponibel hat,

betragen ebensoviel. Das Valorisationsunternehmen ist also glänzend geglückt, und der gegenwärtige Finanzsekretär des Staates São Paulo, Dr. Joaquim Miguel de Siqueira, der als Chef einer der bedeutendsten Kaffeefirmen von Santos seinerzeit zu den rührigsten und zielbewußtesten Vorkämpfern der Valorisation gehörte, darf mit hoher Befriedigung auf das erfolgreiche Werk zurückblicken. Wir stimmen auch durchaus mit ihm und Dr. Rodrigues Alves darin überein, daß es ratsam war, die Valorisationsanleihe sofort zu liquidieren, denn da die Paulistaner Kaffeebauer des Unternehmens nicht mehr bedürfen und da der Staat die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung hat, erscheint es ratsam, den Gegnern in den Einfuhrländern jeden Grund zur Hetze zu nehmen. Die Valorisationsanleihe betrug 15 Millionen Pfund Sterling. Da davon nur noch 5 Millionen im Verkehr sind, so wurden also bereits 10 Millionen aus dem Erlös der Liquidationsverkäufe und der Zuschlagstaxe liquidiert. Und da nicht nur der Gegenwart für die restierenden 5 Millionen vorhanden ist, sondern auch noch Valorisationskaffee im Werte von etwa 9 Millionen Pfund Sterling, so fallen auch die Anklagen derjenigen zusammen, die die Regierung des Dr. Albuquerque Lins und insbesondere den vorigen Finanzsekretär, Dr. Olavo Egydio, der gewissenlosen Geldverschwendung beschuldigen. Das sollen sich besonders die Anhänger des Herrn Rodolpho Miranda hinter die Ohren schreiben. Die Verwaltung und Politik São Paulos sind glücklicherweise so organisiert, daß wohl die eine Regierung liberaler im Geldausgeben sein kann als die andere, daß aber keine in gewissenloser Weise mit den öffentlichen Geldern wirtschaften kann, wie wir es anderwärts leider häufig sehen. Auf diesem Umstand beruht zum großen Teil die Größe des Staates São Paulo.

Die schwebende Schuld des Staates beträgt augenblicklich 3 Millionen Pfund Sterling. Außerdem sind einige kleinere innere Anleihen vorhanden, die konsolidiert werden sollen. Der Rest wird für produktive Ausgaben gebraucht. Die Inhaber der Staatsschuldscheine haben sich mit dem Umtausch gegen die neue Anleihe einverstanden erklärt. Das Anleihekonsortium besteht so ziemlich aus denselben Firmen, die auch die Valorisationsanleihe übernahmen. Die Führung hat das deutsch-englische Bankhaus John Schroeder & Comp. in London, hier vertreten durch die Firma Theodor Wile & Comp., die auch den provisorischen Anleihevertrag unterzeichnete. Ferner gehören dem Konsortium an die Bankiers Bleichroeder-Berlin, Gebrüder Bethmann-Frankfurt a. M., die Société Generale und die Banque de Paris in Paris, die National City Bank in New York u. a. Deutschland, das an der 15 Millionen-Anleihe von 1908 mit 2 Millionen Pfund Sterling beteiligt war, liefert für die halb so große Anleihe von 1913 1 Million Pfund Sterling. Wir verzeichnen die Beteiligung Deutschlands mit doppelter Genugtuung, einmal, weil uns die Betätigung deutschen Kapitals in dem reichsten und fortgeschrittensten Staate der Union besonders sympathisch ist, zweitens weil sie schlagend die von Frankreich und England aus geflissentlich in Südamerika verbreitete Behauptung widerlegt, daß Deutschland finanziell nicht mitkömme.

Dem Staatspräsidenten von S. Paulo und seinem Finanzsekretär darf man zu der Anleihe besonders Glück wünschen. Die Zeiten sind bekenntlich nicht dazu angetan, Europa zu Kapitalinvestierungen in die Uebersee zu veranlassen. Wenn die europäischen Hoehfinanz trotzdem dem Staate S. Paulo eine so beträchtliche Summe neuerdings vorstreckte, so liegt darin eine große Anerkennung des Vertrauens in den Staat und seine Regierung beschlossen. Und daß

es Herrn Joaquim Miguel de Siqueira gelang, die Anleihe zu so günstigen Bedingungen abzuschließen, spricht nicht wenig für die Geschicklichkeit des Mannes, den Herr Rodrigues Alves an die Spitze des wichtigsten Regierungsdepartements gestellt hat.

Wie groß das Vertrauen zu S. Paulo ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Anleihe, als sie am Montag an den europäischen Märkten zur Zeichnung aufgelegt wurde, in wenigen Stunden mehrmals überzeichnet worden ist. In den Kriegszeiten, die Europa gegenwärtig durchlebt, und in anbeacht der herben Kritiken, die sich die Finanzgebarung des Bundes augenblicklich in der europäischen Finanzpresse gefallen lassen muß, ist das ein Ereignis, das gar nicht genug hervorgehoben werden kann.

Nicht nur in S. Paulo und Santos, sondern auch an dem mit S. Paulo in so engen Geschäftsbeziehungen stehenden Rio-Markte ist die Freude über den Abschluß der Anleihe allgemein. Die Geschäftslage ist bekanntlich augenblicklich etwas schwierig, da mit der gewaltigen Erweiterung aller Unternehmungen die Vermehrung der Umlaufmittel nicht Schritt gehalten hat. Da es um die Bundesfinanzen nicht zum besten steht, so wären wir unfehlbar in eine höchst prekäre Situation geraten, wenn durch die Paulistaner Anleihe nicht neues Gold ins Land käme. So rettet S. Paulo wieder einmal das ganze Land aus einer verfahrenen Wirtschaftslage. Möge ihm auch die Rettung aus der verfahrenen politischen Situation vergönnt sein!

Wochenschau.

Deutschland.

— Vor einigen Monaten wurde von Seiten der Sozialdemokratie gegen Krupp die Anklage erhoben, daß dieses Haus unehrlichen Wettbewerb betreibe. Die Leiter der Krupp'schen Fabriken verstanden es, von hohen Offizieren verschiedene Informationen zu erhalten, so daß ihr Haus auf diese Weise in den Stand gesetzt sei, bei Militärlieferungen die anderen Mitkonkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Nach diesen durch den bekannten Abgeordneten Liebknecht vorgebrachten Anklagen wurde von dem Kriegsministerium eine Untersuchung eingeleitet und diese soll festgestellt haben, daß das Welthaus bei den Wettbewerben tatsächlich Praktiken habe, die nicht nobel genannt werden können. Ueber den wahren Sachverhalt und den Anfang der gedachten Feststellungen ist vorläufig noch kein Urteil zu gewinnen. Ueber den Fall wird im Reichstag eifrig debattiert und sind die Sozialisten natürlich die Ankläger.

— In Beuthen streiken fünfundzwanzigtausend Grubenarbeiter.

— Der Ex-König Mannel von Portugal hat sich mit der Prinzessin Augustine Viktoria, Tochter des Prinzen Wilhelm von Hohenzollern, verlobt.

— Der Zwischenfall von Nancy hat eine befriedigende Erledigung gefunden. Es hat in Deutschland einen guten Eindruck gemacht, daß die französische Regierung ihre Maßnahmen getroffen hat, bevor der offizielle deutsche Bericht über den Zwischenfall ihr vorgelegt wurde.

— In Köln wurden sieben Männer verhaftet, die dort antimilitärische Schriften unter die Arbeiterschaft verteilten und sie zum Generalstreik aufforderten.

— In Berlin zirkuliert das Gerücht, daß Reichskanzler von Bethmann-Hollweg seine Stellung niederlegen werde. Als seine vermutlichen Nachfolger

werden die Herren Admiral v. Tirpitz und Baron v. Schorlemer genannt. Das Gerücht bedarf aber noch der Bestätigung.

— Mit dem Sitz in Berlin wurde eine neue Schifffahrtsgesellschaft gegründet, die den Verkehr zwischen Deutschland und Westafrika vermitteln wird. Die Kommanditäre dieser neuen Gesellschaft sind die Hamburg-Amerika-Linie und die Deutsche Bank.

— In Kiel wurde mit dem Bau zweier neuer Kriegsschiffe begonnen.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die bekanntlich dem Auswärtigen Amte sehr nahe steht, sieht sich veranlaßt, Frankreich gegen die ungerechten und beleidigenden Angriffe der Wiener „Reichspost“ in Schutz zu nehmen. (Die „Reichspost“ hat sich allmählich zu einem richtigen Hetzblatt entwickelt und es ist sehr verständlich von dem offiziellen deutschen Organ, daß es den Schreiber weit von sich weist.)

— Einige französische Blätter sprachen dieser Tage etwas schüchtern davon, daß die französische Regierung bei der Hochzeit der deutschen Kaiserstochter durch eine Kommission offiziell vertreten sein werde. Dieses Gerücht wird jetzt aber dementiert. Der Hochzeit würden nur Persönlichkeiten beiwohnen, die von den Familien des Brantpaars eingeladen worden seien. (Damit ist wohl angedeutet, daß, falls von der zuständigen Seite eine Einladung kommt, auch Frankreich entschlossen ist, an der großen Versöhnungsfeier in Potsdam teilzunehmen.)

— Wieder sind zwei deutsche Flieger in Frankreich gelandet. Dieses Mal handelte es sich um einen Zweidecker, der in Arracourt niederging. Die Insassen des Aeroplans waren zwei Offiziere. Sie hatten nicht gewußt, daß sie sich auf französischem Boden befanden und es wurde ihnen gestattet, sofort den Rückzug anzutreten. Das französische Ministerium hat darauf die Botschaft in Berlin beantragt, das Auswärtige Amt auf die vielen Landungen deutscher Flieger auf französischem Boden aufmerksam zu machen. Bei diesem Anlaß soll erörtert werden, ob es nicht angebracht sei, internationale Bestimmungen zu erlassen, wann und in welchen Fällen Aeroplane auf fremden Boden niedergehen können.

Frankreich

— In Frankreich wurden dieser Tage vier Todesurteile vollstreckt. Am 19. wurde in Versailles der Raubmörder Garré geköpft und am 21. morgens um halb fünf Uhr wurden drei der Automobilbanditen vom Leben zu Tode befördert. Es waren dies Soudy, Callemine und Monier. Dieudonné ist von dem Präsidenten der Republik zur lebenslänglichen Zwangsarbeit begnadigt worden. Die Haltung der drei Banditen war verschieden. Soudy, der erst zweiundzwanzig Jahre alt war, bestieg ganz heiter das Schaffot und als er unter die Guillotine geschoben wurde, rief er seinen auf dem Wagen stehenden Gefährten „auf Wiedersehen!“ zu. Der um zwei Jahre ältere Callemine war erschrocken. Er zitterte und als er den Wagen verließ, sagte er: „Die Todesangst dauert zu lange.“ Monier rief wieder, als er seinen Kopf auf den Block legte: „Lebt wohl, Herren der Gesellschaft!“ Die Hinrichtung wurde vor der festgesetzten Stunde vollzogen, weil man einen Menschenauflauf und anarchistische Manifestationen befürchtete. — Der ganze Banditenprozeß bedeutet für die französische Justiz kein Ruhmesblatt.

Von den Balkanländern.

Der Kommandant der internationalen Flotte, die vor Antivari kreuzt, hat an die Regierung von Montenegro ein Ultimatum gerichtet, in dem er die

Zurückziehung der Belagerungstruppen von Skutari verlangt. Im gegenteiligen Falle werde er Mannschaften landen lassen.

Die „Daily Mail“ will in Erfahrung gebracht haben, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Bulgarien ein Geheimvertrag besteht, nach dem die Donaumonarchie sich verpflichtet, in dem Falle, daß zwischen Bulgarien und Serbien wegen der Verteilung der eroberten Gebiete Meinungsverschiedenheiten entstehen, die Sache des ersteren zu unterstützen. — Aus derselben Quelle stammt die Meldung, daß die Großmächte bei der Teilung des Mahles mitsprechen werden.

Die Verluste der Verbündeten im Kriege werden wie folgt berechnet: Bulgarien an Toten und Verwundeten 84.000 Mann, Serbien 22.000, Griechenland 11.000 und Montenegro 6.000. Demnach sind die Verluste der Bulgaren mehr als doppelt so groß als die der anderen Verbündeten zusammen.

Die Verbündeten bleiben bei der Forderung einer Kriegsschädigung. In den anderen Punkten nehmen sie die Bedingungen der Großmächte an.

Notizen. São Paulo.

São Paulo an der Spitze. Eine fluminenser Zeitung hat in ihrer Montag-Nummer auf unsere Stadt und ihre Verwaltung ein hohes Loblied angestimmt. Aus diesem Artikel erfahren wir, daß der Vorwurf, São Paulo sei die schmutzigste Stadt Brasiliens, gar nicht berechtigt sei. Die Präfektur habe noch neuerdings die tägliche Straßensprengung beschlossen und sie habe auch einen Müllofen bauen lassen. Das seien Verbesserungen, die von allen anerkannt werden müssen. — Es handelt sich aber leider nicht darum, was die Präfektur beschließt oder nicht beschließt, sondern darum, was wir täglich und an allen Ecken und Kanten sehen. Was auf dem Papier steht, das geht die Bevölkerung nichts an, denn das Papier ist geduldig: auf ihm lassen sich die besten und größten Reformen schnell und sicher durchführen; der Fehler ist aber der, daß diese Reformen eben auf dem Papier bleiben. Die Straßensprengung ist wohl beschlossen, aber sie wird nicht durchgeführt, der Müllofen ist fertig, der Müll liegt aber auf den Straßen umher; die Pläne der Präfektur sind wunderbar, die Stadt verwandelt sich aber immer mehr in einen Schutthaufen, und es ist noch gar nicht abzusehen, wann das ein Ende nehmen soll. — Die Avenida Paulista werde sehr gut behandelt, heißt es in dem Lobartikel, sie werde täglich gesprengt und sei der Sammelplatz der eleganten Welt. Wenn das wahr wäre, da könnten die Bewohner der genannten Straße zufrieden sein, es ist aber leider nicht wahr: die Avenida ist schmutzig, vernachlässigt — wenn es regnet, dann ist sie schlammbedeckt, wenn es gutes Wetter gibt, dann erstickt man dort im Staube. Die anderen Straßen sehen noch schlechter aus. Die Geschäfts- und Wohnquartiere sind gleich schmutzig, von den Vorstädten Braz, Móoca, Cambucy, Barra Funda und Bom Retiro ganz zu schweigen. Und trotz alledem hat der Informant der fluminenser Zeitung die Entdeckung gemacht, daß die Stadt São Paulo an der Spitze marschiere. Der Mann sollte nach dem Nordpol gehen. Er wäre imstande, dort im ewigen Schnee Tropengewächse zu entdecken.

Die São Paulo Railway bezahlt nach dem Bericht des Direktoriuns eine Dividende von 14 Proz. Auf neue Rechnung werden 280 970 Pfund Sterling übertragen.

Landwirtschaftliches. Der Inspektor des Ackerbausekretariats, Dr. Adalberto de Queiroz Telles, der in der Region der Sorocabana die Kaffee- und Baumwollernte abzuschätzen hatte, ist von seiner Exkursion zurückgekehrt. Er hat festgestellt, daß die Baumwolle dieses Jahr einen sehr günstigen Ertrag verspreche. Allein im Munizip Pilar werde man dreißigtausend Sack (?) Baumwolle ernten können.

Gerichtsurteil bestätigt. Das Justiztribunal hat am Dienstag das von dem Schwurgericht gegen Cid Ferreira de Camargo gefällte Urteil bestätigt und somit ist dem eleganten jungen Mann die Aussicht genommen, das Gefängnis vor März 1929 zu verlassen. Das von Cid Ferreira im September vorigen Jahres verübte Verbrechen hat damals viel Kommentare veranlaßt. Der Genannte saß in dem Cinema High Life, als zwei andere junge Leute an ihm vorbei wollten. Den einen ließ Cid Ferreira passieren, dem anderen verlegte er mit seinen Beinen den Weg. Dabei entstand ein Wortwechsel und Cid Ferreira wurde von dem anderen der Kneifer von der Nase gestoßen. Nach diesem Zwischenfall schienen sich beide Beteiligten zu beruhigen und die Anwesenden befürchteten keine weitere Explosion. Leider kam es anders. Nach der Vorführung stieß Cid Ferreira auf seinen Gegner, den jungen Kaufmann Raul Abreu, der aber anscheinend keine Auseinandersetzung haben wollte, denn er ging davon. Darüber geriet Cid Ferreira so in Wut, daß er ihm nachrannte und ihm mehrere Revolverkugeln in den Rücken schoß. Cid wurde in flagranti verhaftet; sein Opfer verstarb nach wenigen Stunden. Vor dem Schwurgericht versuchte der Verteidiger den hier sehr beliebten Nachweis zu führen, daß der Mörder im Augenblick der Tat sinnesverwirrt gewesen sei. Die Jury erkannte diese Ausführung aber nicht an und verurteilte den Angeklagten zu 16 Jahren 6 Monaten Zellenhaft. Dieses Urteil, gegen das Berufung eingelegt wurde, ist am Dienstag durch das Justiztribunal bestätigt worden. So sind wegen eines banalen Zwischenfalles zwei junge hoffnungsvolle Männer zugrunde gegangen. Der eine wurde jäh aus dem Leben gerissen, der andere muß vom dreiundzwanzigsten bis zum neununddreißigsten Jahre sein Leben hinter den Zuchthausmauern verbringen und das nur deshalb, weil keiner von beiden sich rechtzeitig entschuldigen wollte.

Eine sehr angebrachte Frage stellt eine hiesige Nachmittagszeitung an die Light and Power. Die Straßenbahnwagen haben Rettungsvorrichtungen und automatische Bremsen, die im Stande sein sollen, den Bond auf eine sehr kurze Distanz zum Stehen zu bringen. Warum versagten diese Vorrichtungen am Sonntag abend, als sich die zwei Mädchen vor die Räder eines Wagens auf die Schienen warfen? Für das Versagen der Bremse ist die die Light vielleicht nicht verantwortlich zu machen, denn es ist möglich, daß der Motorführer in dem Augenblick, als er die Mädchen vor dem Wagen hinfallen sah, nicht die Geistesgegenwart besaß, die Bremse in Tätigkeit zu setzen. Die Rettungsvorrichtung ist aber selbsttätig. Ihr Funktionieren hängt nicht von dem Motorführer ab, sondern von ihrer Eignung für den Zweck, für den sie bestimmt ist. Da nun diese Vorrichtung auch versagte und nicht verhindern konnte, daß die Räder über zwei Körper hinweggingen, so ist der Nachweis erbracht, daß die ganze Vorrichtung nichts taugt. Wenn sie nicht verhindern kann, daß zwei Körper überfahren werden, dann kann sie auch nicht verhindern, daß ein Mensch unter die Räder kommt: sie ist unnütz und für die Light entsteht die Pflicht, bessere Schutzvorrichtungen einzuführen.

Die verschönerte Avenida. Vor mehreren Monaten hat die Präfektur die Grundbesitzer an der Avenida Paulista gezwungen, die ungeheuer breiten Trottoire auf eigene Kosten mit farbigen Steinen zu pflastern. Die Trottoire sind zum großen Teil schon fertig und könnten, wenn sie nicht so bunt wären, beinahe schön genannt werden. Die Stadtverwaltung hat ihrerseits aber radikal gar nichts getan. Das Pflaster des Straßendamms ist noch ebenso wie es schon vor Jahr und Tag gewesen — schadhaft und staubig. — Vor einiger Zeit — es war, wenn wir uns nicht irren, im Monat Februar — wurde die Avenida etwas gereinigt, aber das dauerte nicht lange. Man hielt zuständigen Ortes die Reinigung für überflüssig, denn man hielt die bunten Trottoire allein für hinreichend, um die Avenida schön erscheinen zu lassen. Dieses erinnert uns an eine alte Reiseerzählung. Irgendwo am Stillen Ocean wohne ein Volk, dessen Frauen in Luxus mit den pariser Modedamen wetteiferten, aber sie hätten alle eine unwiderstehliche Abneigung gegen die Seife. Deshalb versuchten sie, durch starke Puderauflagen die Reinlichkeit vorzuschwindeln, was ihnen manchmal auch wirklich gelinge. Bei Bällen gehe das aber nicht gut, denn die Damen müßten, der Mode entsprechend, tief dekolliert erscheinen, und da es in dem Ländchen sehr heiß ist, so schwitzen die Perlen der Schöpfung; der Schweiß wäscht den Puder ab und da sieht man die ganze Herrlichkeit — die alten aus Puder und vorjährigem Schweiß gebildeten Krusten. So ist es auch mit unserer schönen Paulicéa. Sie schminkt und pudert sich, aber sie wäscht sich nicht und deshalb schimmert manchmal etwas durch — sehr häufig sogar —, was diese Dame absolut nicht anziehend macht. — Die farbigen Bürgersteige sind auch nichts anderes als Schminke, die den Schmutz der Avenida verdecken soll.

Die paulistaner Staatsanleihe und die „Tägliche Rundschau“. Dieser Tage kam uns eine Notiz zu Gesicht, in welcher das alldeutsche Hetzblatt „Tägliche Rundschau“ den bei ihm schon längst gewöhnten Mangel an Sachkenntnis in ausländischen Dingen noch einmal ins richtige Licht setzt. Daß der Ton rüde und pöbelhaft ist, das versteht sich bei dem „deutschen“ Blatt ja am Rande, denn wo Begriffe fehlen, dort stellt das Wort zur rechten Zeit sich ein, und wo die Sachkenntnis so total abgeht, wie bei der „Täglichen Rundschau“, dort behilft man sich damit, daß man die Schimpfregister aufzieht. — Die Notiz ist „Unpatriotische Geschäfte“ betitelt und gibt die „Tägliche Rundschau“ in diesem Erguß ihres sehr nationalen gesinnten Herzens den deutschen Kapitalisten den jedenfalls wohlgemeinten aber nicht weniger als patriotischen Rat, sie sollten keinen Pfennig für die paulistaner Staatsanleihe zeichnen, denn sie sei für die das deutsche Volk schädigende Kaffeevalorisation bestimmt. Von jedem richtiggehenden deutschen Patrioten dürfe und müsse man erwarten, daß er, falls er einige Titel der paulistaner Anleihe vom Jahre 1908 besitze, diese nicht gegen die Titel der neuen Anleihe umtausche, sondern sie gegen bar ausfolge. Wer für diese neue Anleihe auch nur einen Lappen zeichne, der helfe indirekt das deutsche Volk auszusaugen etc. — Welchen Eindruck die „Tägliche Rundschau“ mit ihrer Attacke auf die deutschen Kapitalisten gemacht hat, das wissen wir bereits. Der in Deutschland aufgelegte Teil der paulistaner Anleihe wurde sofort überzeichnet. Demnach scheint es in Deutschland wenig „Rundschau“-Patrioten und viele vernünftige Kapitalisten zu geben, die im Gegensatz zu dem Hetzblatt noch die Fähigkeit bewahrt haben, über die eigene Nasenspitze hinaus

zu sehen. Hätten die deutschen Kapitalisten den Standpunkt der „Täglichen Rundschau“ eingenommen, dann hätten sie damit dem Staate São Paulo absolut keinen Schaden zugefügt, aber wohl den Engländern und Franzosen eine große Freude bereitet, welchen die Mitbeteiligung des deutschen Kapitals an einem so sicheren Geschäft nicht besonders gefällt. Die Nachbarn hinter den Vogesen und die Vetter hinter dem Kanal hätten auch ohne die deutschen Kapitalisten die Anleihe überzeichnet, und da in dieser besten der Welten alles auf Gegenseitigkeit beruht, so hätte die Zurückhaltung des deutschen Kapitals die Zurückhaltung des paulistaner Importmarktes zur Folge gehabt. Wir haben schon wiederholt betont, daß das Geld, das durch die höheren Kaffeepreise dem Staate São Paulo zufließt, durch einen anderen Kanal nach Europa zurückkehrt, und daß Deutschland gerade eins derjenigen Länder ist, die mit Vorliebe von dem zurückkehrenden Kapital aufgesucht wird. Das weiß die „Tägliche Rundschau“ natürlich nicht, wie sie ja auch nicht weiß, daß die aus ihren Spalten übersetzten Notizen und Hetzartikel, ihre in der Regel total verkehrte Beurteilung hiesiger Verhältnisse den brasilianischen Nativisten sehr willkommen sind, denn sie beweisen, daß es in Deutschland eine Richtung gibt, die Brasilien in hohem Maße mißgünstig ist. Sehen wir die Ein- und Ausfuhrstatistik der letzten Jahre etwas an. In den letzten elf Jahren war die Ein- und Ausfuhrbewegung des santenser Hafens die folgende (in Contos):

| | Einfuhr | Ausfuhr |
|------|---------|---------|
| 1902 | 91.136 | 280.131 |
| 1903 | 84.075 | 242.751 |
| 1904 | 88.373 | 254.867 |
| 1905 | 78.372 | 220.230 |
| 1906 | 96.389 | 308.946 |
| 1907 | 134.674 | 342.688 |
| 1908 | 113.797 | 277.022 |
| 1909 | 114.055 | 431.730 |
| 1910 | 141.781 | 282.146 |
| 1911 | 192.865 | 480.900 |
| 1912 | 248.698 | 530.135 |

Man ersieht aus dieser kurzen Statistik, daß nach der Durchführung der Kaffeevalorisation die Einfuhr ungeheuer zugenommen hat. Der Import hält Schritt mit dem Export; fließt dem Staate viel Geld zu, dann fließt auch viel Geld ab, so daß die Länder, in welchen die Kaffeevalorisation agitiert wird, allen Grund hätten, mit dem Resultat der großen und riskanten Operation zufrieden zu sein.

Sehen wir uns jetzt die Ein- und Ausfuhrstatistik des letzten Jahres an. An dem Handel des Santenser Hafens waren die nachgenannten Länder mit folgenden Beträgen beteiligt (in Contos):

| | Ausfuhr | Einfuhr |
|--------------------|---------|---------|
| Deutschland | 47.370 | 89.500 |
| Argentinien | 20.802 | 10.382 |
| Oesterreich Ungarn | 3.803 | 40.849 |
| Belgien | 13.840 | 17.024 |
| Vereinigte Staaten | 31.347 | 217.477 |
| Frankreich | 19.548 | 51.741 |
| England | 59.327 | 8.947 |
| Spanien | — | 5.311 |
| Holland | — | 68.230 |
| Italien | 24.893 | 8.937 |
| Portugal | 9.399 | — |
| Schweiz | — | 6.809 |
| Verschiedene | 14.415 | 4.892 |

Hieraus ersieht man, daß die Stellung Deutschlands zwar noch nicht die günstigste ist, aber sie

ist doch eine hervorragende; es liefert dem Staate São Paulo anderthalbmal soviel wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika und nimmt ihn nicht halb soviel ab wie das Yankeeland. Deutschland kann also mit der auf dem hiesigen Markte errungenen Position sehr zufrieden sein und es ist eine von dem gesunden Verstande dem deutschen Handel auferlegte Pflicht, diese Position immer mehr zu befestigen. — Aus früher veröffentlichten Statistiken wissen unsere Leser ganz genau, daß der deutsche Export nach Santos von Jahr zu Jahr grösser wird, daß der deutsche Handel gerade derjenige ist, der prozentual hier die größten Fortschritte macht. Wir brauchen diese Statistiken nicht zu wiederholen, denn jeder hiesige deutsche Kaufmann weiß es auswendig, daß die Geschäfte, die jetzt gemacht werden, auch die kühnsten Hoffnungen übertreffen. Warum nun das Geschrei gegen eine Anleihe, die der Staat São Paulo zur Durchführung einiger großer Werke benötigt? Von Sachkenntnis sind die Artikel nicht diktiert, von einem wahren Patriotismus ebensowenig, denn es ist eine patriotische Aufgabe des deutschen Kapitals, der deutschen Industrie einen Markt zu sichern, damit die heimische Produktion und mit ihr der Reichtum des Landes zunehmen. Die Hetze entspringt nur der alldeutschen Besserwisseri, welche die ganze Welt von der hohen Warte ihres Standpunktes regieren wollte und dabei noch nicht imstande ist, dem deutschen Handel einen richtigen Fingerzeig zu geben. Diese unsere Auslassungen werden die „Tägliche Rundschau“ nicht belehren, denn auf ihrer Seite steht eine Macht, gegen die auch die Götter vergebens kämpfen, aber die Frage dürfen wir doch aufwerfen, ob es denn nicht eine zu starke Zumutung ist, wenn diese Zeitung, die immer und überall, wo sie nur Brasilien erwähnt, eine Gehässigkeit gegen unser Land an den Tag legt, die sich nur mit der einiger italienischer Blätter vergleichen läßt, hier ihre Wochenausgabe verbreiten will. Von einem Blatte, das hier verbreitet und gelesen werden soll, könnte man doch verlangen, daß es nicht das Prinzip hat, gegen unsere Interessen zu arbeiten.

Handelswoche. Der santenser Markt öffnete am Montag etwas unschlüssig. Für Typ 4 galt die Basis von 6\$700 und für Typ 7 die Basis von 5\$700. Es wurden auch Terminkäufe für den Monat Mai zu 6\$900 und für drei Monate zu 6\$950 abgeschlossen. Am Donnerstag stieg die Basis für jeden Typ um 100 Reis. Im Laufe der Woche wurden 47.567 Sack verkauft gegen 17.383 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe war 7.927 Sack. Der Tag der größten Verkäufe war der Donnerstag mit 15.370 Sack, der der kleinsten Verkäufe der Dienstag mit 4.683 Sack. In derselben Woche betragen die Zufuhren 30.017 Sack gegen 28.963 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren war 5.002. Der Tag der größten Zufuhr war der Donnerstag mit 6.677, der der kleinsten Zufuhr war der Sonnabend mit 3.938 Sack. Seit dem 1. Juli betragen die Zufuhren . . . 8.085.000 Sack gegen 9.342.582 Sack in der gleichen Periode des Vorjahres. Die Verkäufe erreichten seit dem 1. Juli 5.410.230 Sack. Die Vorräte betragen am Sonnabend 1.405.191 Sack gegen 1.896.000 Sack am gleichen Datum des Jahres 1912.

Direktor von Hütschler. In der letzten Generalversammlung der Companhia Antarctica Paulista wurde der langjährige Geschäftsführer, Herr Nicolau von Hütschler, zum leitenden Direktor gewählt. Damit brachten die Aktionäre auch äußerlich ein tatsächlich bestehendes Verhältnis zum Ausdruck. Denn Herr von Hütschler, ein Mann von unermüdlicher Arbeitskraft und von großer Umsicht,

war schon längst die Seele des umfangreichen Brauereiuunternehmens. Wir beglückwünschen Herrn von Hütschler zu der Anerkennung seiner Verdienste, die in dieser Wahl liegt.

Der Ackerbausekretär, Dr. Paulo de Moraes Barros, hat gestern von der Höhe der Insel Noronha an den Herrn Staatspräsidenten ein Radiogramm gerichtet, in dem er, die Gewässer Brasiliens verlassend, Dr. Rodrigues Alves seine Abschiedsgrüße ausspricht.

Was die Stadtverschönerung kostet. Die Präfektur hat den Eigentümern des Hauses Nr. 69 an der Praça Antonio Prado, das zur Erweiterung der Rua São João niedergerissen werden soll, 2:800\$000 für den Quadratmeter geboten. Das ganze Grundstück einschließlich des Gebäudes sollte 1.192:000\$000 — sage und schreibe eine Million hundertzweiundneunzig Contos kosten. Da der Mieter mit den Eigentümern, den Erben des Kaufmannes João Braz, aber noch für einige Jahre Kontrakt hat, so haben Präfektur und Verkäufer sich nicht einigen können und nun soll zur gerichtlichen Enteignung geschritten werden. Daß die Präfektur dabei noch mehr zahlen wird, steht wohl außer Frage. So geht ein Milliönchen nach dem anderen und was wir vorläufig an Resultaten sehen, das ist eine unendliche Reihe von Schutthaufen. — Die Rua São João ist sehr lang, eine der längsten der Stadt, und wenn man die ganze eine Seite niederreißen wird, dann wird São Paulo den längsten Schutthaufen von Südamerika haben. Das Aufbauen wird, da nicht genügend Arbeiter vorhanden sind und die Höhe der Lebensmittelpreise einen großen Zufluß von Maurern und Handlangern ausschließt, etliche Jahre in Anspruch nehmen. Bei dieser Lage der Dinge entsteht von selbst die Frage, ob es denn nicht besser gewesen wäre, man hätte die Erweiterung der Straße stückweise vorgenommen. Sie ist durch den Largo Paysandú in zwei Hälften geteilt. Man hätte nun zuerst die eine und dann die andere Hälfte enteignen, niederreißen und aufbauen können, die Präfektur dachte aber, es müsse auf einmal geschelten und jetzt kann man darauf gespannt sein, wie sie mit dieser Riesearbeit fertig werden wird.

Sterbefälle. Am 8. April verstarb in Campinas im Alter von 82 Jahren Herr Johann Friedrich Falz. Den trauernden Hinterbliebenen unser Beileid.

— Nach längeren schweren Leiden verschied am 20. April die Tochter Olga der Witwe Frau Ida Draenert. Wir kondolieren.

— Im hohen Alter von 80 Jahren starb gestern morgen die Witwe Frau Maria Pillat. Unser Beileid.

— Am 20. April verstarb in Mococa im Alter von 36 Jahren nach kurzem aber schwerem Leiden Herr Adolf Kreiner. Unsere Kondolenz.

— In Campinas verstarb Herr Otto Streicher. Den Hinterbliebenen unser Beileid.

Schadenfeuer. Gestern morgen um etwa vier Uhr brach in einem zu der Möbelfabrik des Herrn José Dederitz gehörigen Schuppen Feuer aus. Die herbeigerufene Feuerwehr erschien schnell genug, um den Brand auf seinen Herd zu beschränken, so daß die Möbelfabrik selbst, Rua Sebastião Pereira Nr. 52, verschont blieb und der angerichtete Schaden kein großer ist. Der Ursprung des Brandes ist nicht ganz aufgeklärt, aber die Erklärung des Fabrikbesitzers ist sehr annehmbar. Hinter der Fabrik befindet sich eine Bäckerei, deren Brotverteiler um drei Uhr morgens ihre Wagen abholen. Dabei rauchen die Leute und da ist es möglich, daß einer von ihnen ein noch brennendes Streichholz zu weit geworfen hat und dieses in die Späne gefallen ist.

Verdorbene Lebensmittel. Folgender Fall verdient zur Kenntnis der Öffentlichkeit gebracht zu werden. Ein in Belemsinho wohnhafter Herr ließ in einem Laden der genannten Vorstadt eine Blechbüchse Schweineschmalz kaufen. Als er nun diese öffnete, sah er sofort, daß das Schmalz total verdorben war. Der Herr wollte keinen Schaden erleiden und brachte deshalb das gekaufte Fett selbst nach dem Laden zurück, wo er von dem Verkäufer sehr höflich belehrt wurde, daß ein Vendist nicht durch Blech riechen, und deshalb auch nicht wissen könne, ob das Schmalz verdorben oder gut sei. Er, der Verkäufer, habe das Schmalz aus einem erstklassigen Importhause bezogen und es falle ihm gar nicht ein, es zurückzunehmen. — Der Geschädigte entschloß sich darauf, den Fall der Sanitätsbehörde zur Kenntnis zu bringen. — Der von dem Verkäufer eingenommene eigenartige Standpunkt, daß der Käufer das Schmalz deshalb behalten müsse, weil es durch ein erstklassiges Haus importiert worden sei, interessiert uns weniger. Gegenüber der Tatsache, daß hier verdorbene Lebensmittel verkauft werden, bedeutet der Standpunkt des einzelnen Vendisten gar nichts. Wie kommt der Gute wohl dazu, die Rücknahme einer notorisch schlechten Ware zu verweigern, die er verkauft hat? Doch nur deshalb, weil er den Fiskal nicht fürchtet. Den Käufer kann er mit seiner Ruppigkeit von sich weisen, weil ihm gegenüber Auslassungen wie „ich kann nicht durch das Blech riechen“ möglich sind; einem Fiskal gegenüber, der ihm eine Geldstrafe zudiktieren kann, wäre der Mann zahmer, zumal er ja wirklich die Strafe verdient hat, da er verdorbene Produkte verkauft. Der Fiskal zeigt sich aber nicht; der Vendist verkauft Waren, die vielleicht schon seit Jahren in seiner Bude liegen, und schließlich bildet er sich, noch ein, daß er in seinem allerbesten Rechte sei.

Ende eines traurigen Lebens. Am Dienstag starb an einem Schlaganfall in der Irrenanstalt zu Juquery Frau Maria Venuto. In Italien verheiratet, kam sie als junge Frau mit ihrem Manne nach São Paulo. Ihr Mann vergaß all die Schwüre, die er ihr als Liebhaber in die Ohren geflüstert, und all die Verpflichtungen, die er als Gemahl vor dem Richter und dem Altar auf sich genommen hat. Sie war hübsch, verführerisch und er stieß sie in die Prostitution, um auf Kosten ihrer Schande zu leben. Nach einigen Jahren traurigen Daseins verließ Maria Venuto und folgte ihrem Geliebten Alessio Pasehoal, der ihr das Leben behaglich einzurichten verstand und der sie vor den Verfolgungen Venutos schützte. Aber auf einmal verließ Alessio sie, um einer anderen Frau zu folgen und sie blieb allein. Mit allen weiblichen Listen und Künsten gelang es aber Maria ihn einmal wieder zu sich zu rufen und er blieb bei ihr über Nacht. In dieser Nacht hat sie ihn erstochen. — In der Untersuchungshaft zeigte Maria Venuto deutliche Spuren des Wahnsinns und sie mußte nach Juquery überführt werden. Sie hat ihren Verstand nicht wieder erlangt.

Vom elektrischen Schläge getötet. Gestern nachmittag wurde der Arbeiter der Light and Power, Antonio Augusto, ein Portugiese von 32 Jahren, bei der Ausbesserung der elektrischen Leitung in der Rua Carneiro Leão vom Schläge getötet. Er hat im Eifer der Arbeit irgendeine Vorsichtsmaßregel außeracht gelassen. Er war nur kurze Zeit bei der Light und die Gesellschaft weiß weder seine Wohnung noch seinen vollen Namen.

Denkmal. Das Denkmal des Regenten Feijó ist jetzt aufgestellt. Die Enthüllung soll im Monat Mai geschehen. Der Tag ist aber noch nicht festgesetzt.

Industrie im Staate São Paulo. In Guaratinguetá hat sich eine Firma gebildet, die in der genannten Stadt eine Textilfabrik errichten wird. Der Firma, die sich R. Alves & Co. nennt, gehören folgende Herren an: Comendador Antonio Rodrigues Alves, Dr. Rodrigues Alves Sobrinho, Benedicto Rodrigues Alves, Pedro Marcondes Leite, Nero de Almeida Senna, Miguel Cavalheiro und Jeronymo Monti.

Gesucht werden von den deutschen Behörden der Notar Dr. jur. Johannes Otto Adolf Becker aus Hamburg, der Postassistent Otto Thomas aus Neumittelwalde, Regierungsbezirk Breslau, die Kontoristin Käthe Werner aus Breslau und der Handlungsgehilfe Georg Büttner aus Breslau. — Der Notar Becker, geboren am 18. Februar 1872 in Cuxhaven, ist seit dem 3. Januar 1913 wegen qualifizierter Urkundenfälschung in Täuschung mit Betrug, Untreue und Unterschlagung in Höhe von mehr als einer halben Million Mark flüchtig, wahrscheinlich mit sehr erheblichen Barmitteln. Auf seine Ergreifung ist eine Belohnung von 1000 Mark ausgesetzt. Außerdem werden fünf Prozent der wiederherbeigeschafften Summe als Belohnung gewährt. Personalbeschreibung: 1,70 bis 1,75 m groß, schlank, schwarzes, an den Schläfen etwas graumeliertes Haar, hohe, gewölbte Stirn, schwarze Augenbrauen, schwarzer, kurzgeschnittener Schnurrbart, braune Augen, schmale Nase, defekte Zähne (Vorderzähne fehlen zum Teil), rundes Gesicht, brünette Gesichtsfarbe, ovales Kinn. — Ebenfalls 1000 Mark Belohnung sind ausgesetzt auf die Ergreifung der drei anderen Genannten. Der Postassistent Thomas wird beschuldigt der Unterschlagung im Amte und amtlicher Urkundenfälschung, die Kontoristin Käthe Werner im Verein mit Thomas des gemeinschaftlichen Betruges, der Handlungsgehilfe Georg Büttner der Beihilfe und der Hehlerei. Die Straftaten wurden im Februar 1913 in Neumittelwalde, Breslau, Leipzig und Frankfurt a. M. begangen. Unterschlagen bzw. veruntreut wurden 21.651 Mark. Personalbeschreibung: Thomas, geboren 10. Februar 1891 in Breslau, Größe 1,85 m, Haare dunkelblond, Augen blau, Ohren groß, abstehend, Nase groß, stark, Mund breit, hohle Stimme, kein Bart, Gesicht länglich, kränkliches Aussehen, Gang langsam, schlenkernd, wobei rechte Schulter meist etwas vorgesehoben, Haltung vornübergeneigt, schwächig; Thomas nennt sich auch Professor Guido Werner und Redakteur Holdinghausen. Käthe Werner ist geboren am 18. Februar 1890 in Breslau, 1,65 m groß, schlank, Haare schwarz, Zähne plombiert, trägt scharfen Kneifer, sieht sehr schlecht. Georg Büttner ist geboren am 24. Januar 1893, 1,65 m groß, Haare blond, Augen grau, das linke etwas schielend, Mund breit, Haltung gerade, aber Kopf nach vorn geneigt, blaß, mager, glatt rasiert, trägt Kneifer.

„Centro Ypiranga“. Seit dem 4. Dezember besteht unter dem obigem Namen in der Vorstadt Ypiranga ein Hilfsverein, der außer der Unterstützung seiner Mitglieder bei Krankheitsfällen und außer einer Sterbekasse auch den Arbeiterkindern unentgeltlichen Unterricht vermittelt, sowie für seine Mitglieder Abendschulen unterhält. Dieser Verein, dessen Ziele die allerbesten sind, hat bisher kein eigenes Heim und muß für sein Lokal eine ganz beträchtliche Miete zahlen. Jetzt will er ein eigenes Haus errichten und haben zu diesem Zweck die Vorstandsmitglieder, die samt und sonders keine reichen Leute sind, zusammen ein Conto de Reis gezeichnet. Wenn das Werk aber vorangeführt werden soll, dann müssen Freunde der guten Sache hilfreiche Hand reichen. Der Verein wendet sich an die Wohlthätigkeit der Bevölkerung. Er wird eine

Sammelkommission herumgehen lassen. Die Nützlichkeit des Vereines und seine edlen Ziele erkennend, bitten wir unsere Leser, in dem Falle, daß die Kommission an ihre Türe pocht, auch ihr Scherflein zu dem guten Werke beizusteuern.

Eine Studienreise nach Europa hat gestern der Kommandant des ersten Bataillons der Zivilgarde, Tenente-Coronel Pedro Dias de Campos, angekreuzt. Es wird in Europa die Organisation der Gendarmerie studieren. Er fährt mit der „Zeelandia“ bis Amsterdam und begibt sich von dort direkt nach Berlin. Von der Hauptstadt Deutschlands wird der Tenente-Coronel nach Italien gehen, um die „Bersaglieri“ kennen zu lernen und nachher wird er sich die französische republikanische Garde ansehen.

Eine schwere Anklage. Ein Schulkandal kommt nach dem andern und immer wieder ist die „Capital“ das Sprachrohr. Jetzt wird gegen den Zeichenlehrer der Normalschule, einen Herrn Gallina, die Anklage erhoben, daß er gegen seine Schülerinnen zu — liebenswürdig sei. Der junge Herr habe mehr Talent zu einem Don Juan als zu einem Lehrer. Das Staatssekretariat des Innern hat bereits eine Untersuchung angeordnet und es wird sich sehr bald herausstellen, ob die Anklagen gerechtfertigt sind oder nicht. — Es ist sehr interessant, zu beobachten, wie sich das Publikum bei der Veröffentlichung solcher Anklagen benimmt. Es ärgert sich hauptsächlich über die Zeitung, die den Fall ans Licht bringt. Die sensationellen Nachrichten werden mehr gelesen, als alle anderen, aber dann wird die Entrüstung gemindert. Das Publikum ist eben für die Vertuschung. Das ist aber das denkbar Verkehrteste. Es ist besser, wenn ein kleines Skandälchen die Leute aufregt, als daß ein Mann auf einem Platz bleibt, wo er nur schädlich ist.

Unglück oder Doppelselbstmord. Die Polizei hat die Untersuchung des traurigen Falles vom Sonntag abend abgeschlossen und unzweifelhaft festgestellt, daß wirklich ein Doppelselbstmord vorliegt. Nach den Aussagen des Liebhabers der jungen Auta de Figueiredo hat dieses Mädchen bei jedem, auch dem geringfügigsten Anlaß mit Selbstmord gedroht. Julietta Branco, die Gefährtin Autas, scheint ebenso veranlagt zu sein. Die ist in den Tod gegangen, weil ihr Liebhaber, Custodio Lopes, sie am Sonntagnachmittag nicht im Automobil spazieren geführt hat. Er habe eine solche Spazierfahrt versprochen, habe aber sein Versprechen nicht halten können, weil er an dem Tage nicht gut bei Kasse gewesen sei. Und deshalb hat sich das junge Mädchen unter die Räder eines Bond geworfen.

Ausweisung eines Kaffens. Auf Antrag der paulistaner Polizei hat das Ministerium der Justiz den Italiener Frederico Orsini ausgewiesen, der hier auf Kosten einer gewissen Helena Fiore lebte. Der Ausweisung ging eine genaue Untersuchung voraus und es wurde festgestellt, daß Orsini wirklich ein Kaffen war.

Belisario Camargo verurteilt. Am Donnerstag morgen hat das Schwurgericht ein Urteil gefällt, das in den weitesten Kreisen befriedigen wird. Der Doppelmörder Nestor Belisario de Camargo, der vor anderthalb Jahren seine Schwägerin Frau Silvana de Camargo und den portugiesischen Kaufmann Joaquim Nossa erschoss, hat die höchste Strafe von zwei Jahren Zellenhaft erhalten. Das Verbrechen hat seinen Ort ein sehr großes Aufsehen erregt und wir haben es damals sehr ausführlich behandelt. Es hieß zuerst Nestor Belisario de Camargo seine Schwägerin in dem Hause des genannten Kaufmanns überfallen und als Räuber durch die Hände seines Bruders des Paars erschossen haben. Die Untersuchung klärte aber die Sache ganz anders auf. Es wurde

sich nicht um einen Ehebruch und nicht um eine in der Explosion der Wut ausgeführten Rache zur Sühnung der beleidigten Familienehre, sondern um einen wohlüberlegten und wirklich teuflisch durchgeführten Mord. Belisario de Camargo war in seine Schwägerin närrisch verliebt und verfolgte sie mit seiner Eifersucht. Wenn sein Bruder, ein Viehhändler, sich auf Reisen befand, da war das Haus Belisario anvertraut, und dieser benutzte die Gelegenheit immer, um sich Frau Silvana zu nähern, die ihn aber mit lobenswerter Beständigkeit in seine Grenzen zurückwies. Am Morgen vor dem Verbrechen, es war am 21. November 1911, suchte Belisario seine Schwägerin auf und sagte ihr, er habe einen anonymen Brief erhalten, der ihm mitteilte, daß sie mit Joaquim Nossa unerlaubte Beziehungen unterhalte. Silvana bestritt die ihr vorgeworfene Schuld und Belisario beruhigte sich scheinbar, denn er lud sie ein, am Abend mit ihm nach einem Cinema zu gehen. Sie nahm die Einladung an und beide besuchten in Begleitung zweier junger Mädchen das „Radium“. Auf dem Nachhausewege begann Belisario wieder von Nossa zu sprechen und bestand darauf, daß Silvana schuldig sein müsse. Zu Hause angekommen, forderte Belisario Silvana auf, mit ihm zu Nossa zu gehen und von diesem bestätigen zu lassen, daß der anonyme Brief die Unwahrheit gesagt habe. Die Fenster des in der Nähe wohnenden Nossa waren noch hell erleuchtet, und beide gingen wirklich hinüber. Bald darauf hörten die Mädchen, die die Schwäger begleiteten hatten, im Hause Nossas mehrere Schüsse krachen — Belisario hatte zuerst den Mann und dann seine Schwägerin erschossen. Gefangen genommen und nach der Polizei gebracht, erzählte Belisario die Ehebruchsgeschichte und wollte von Nossa angegriffen worden sein. Die in seinen Aussagen enthaltenen Widersprüche und die Zeugnisse der beiden jungen Mädchen führten die Untersuchung aber bald auf den richtigen Weg. Belisario hatte Nossa nur deshalb in die Sache hineingezogen, um seinen Freispruch vorzubereiten. Er wollte Silvana, die ihn zurückwies, ermorden, aber er wollte das so einrichten, daß er sich leicht aus der Schlinge ziehen konnte. Damit die Geschichte glaubwürdig erscheine, mußte sie nach dem Hause Nossas. Dabei dachte er an zwei Möglichkeiten. Er konnte erzählen, daß er Silvana mit Nossa zusammen überrascht habe, und er konnte auch sagen, daß Nossa Silvana ermordet und er, Belisario, ihren Tod gerächt habe. Deshalb nahm er zwei Waffen mit, Revolver und Dolch. Der eine sollte erstochen, der andere erschossen werden. Der Plan mißlang aber vollkommen. In seiner Aufregung hatte er das Futral des Revolvers zu Hause vergessen und so konnte er die Geschichte nicht erzählen, daß Nossa mit diesem Revolver Silvana erschossen habe, denn das Futral gehörte ja zur Waffe, und da es in der Wohnung Belisarios lag, so war der Nachweis erbracht, daß der Revolver nicht Nossa, sondern ihm gehörte. Deshalb blieb es bei der ersten Version, die aber auch, wie gesagt, in allen Punkten zerstört werden konnte. — Die Verteidigung Belisarios lag in den bewährten Händen der Advokaten Dr. João Dente und Dr. Antonio Covello; die Anklage war wieder durch den Staatsanwalt Dr. Mario Pires und die Advokaten Dr. Armando Prado und Dr. Camara Lopes vertreten. Die Sitzung begann am Mittwoch mittag und endete am Donnerstag um drei Uhr morgens mit der Verurteilung Belisarios zu dem höchst zulässigen Strafmaß.

Aus dem Sportleben. In São Paulo hat der Fußballsport einen bemerkenswerten Aufschwung genommen. Die jungen Leute aller Gesellschaftskreise und aller hier vertretenen Nationalitäten wid-

men sich sehr gern diesem den Körper stählenden Spiel. Wenn man nun die nötige Konsequenz und Ausdauer besäße, dann dürfte man erwarten, daß der Sport sich hier einbürgern und dieselben guten Resultate zeitigen wird, die er anderswo als wichtiger Faktor der körperlichen Erziehung bereits gezeitigt hat. Die Ausdauer wird aber hier leider vermißt und man gewinnt den Eindruck, als ob der Sporteifer hier nicht so stark wäre, daß er die kleinen Zwiste überwinden könnte, die dort, wo es viel Köpfe und viele Sinne gibt, notwendigerweise entstehen. Ein Beispiel dafür erlebte man am vorigen Sonntag. Es war ein interessanter Wettkampf zwischen zwei angesehenen Fußballklubs angekündigt worden, der sich auf dem Platze des Parque Antartica abspielen sollte, und da das Wetter das denkbar günstigste war, so stellte sich ein zahlreiches Publikum ein, gespannt, dem edlen Wettstreit beizuwohnen. Der eine Klub erschien aber nicht auf dem Spielplatz und das Publikum mußte verärgert von dannen gehen, ohne den Grund des Fernbleibens des Klubs erfahren zu haben. Nachher wurde man aufgeklärt, daß der betreffende Klub nur auf dem Platze des Velodroms habe spielen wollen, die Liga der Fußball-Klubs habe aber verlangt, daß das Spiel auf dem Platze des Parque Antartica stattzufinden habe. Durch Anführung eines Statutenartikels wurde dann der Nachweis erbracht, daß sowohl die Liga wie der Verein einen Schein des Rechtes für sich hat. Die Liga darf nach den Statuten bestimmen, auf welchem Platze zu spielen sei, das aber nur für den Fall, wenn die beiden gegeneinander spielenden Vereine vorher keine Abmachung getroffen haben. Das sei diesmal aber geschehen und deshalb habe die Liga kein Recht gehabt, den Spielplatz zu bestimmen. Das ist die Erklärung vonseiten des Vereins. Die Liga kann aber dagegen erwidern, daß die bezogene Abmachung nicht zu Recht bestanden habe, weil nur ein Verein sich an sie festgehalten habe. Der andere erschien auf dem von der Liga bestimmten Platze, also hielt er die Abmachung nicht und damit hatte diese aufgehört zu existieren. — Wer hat nun Recht? Diese Frage zu entscheiden, kann einem Rechtsstudenten, der sich in der Dialektik übt, Vergnügen bereiten. Sportleute dürfen sich um solche „Rechtsfragen“ wenig kümmern. Verein und Liga waren beide daran interessiert, daß der Wettkampf zustande kam und dieses Interesse mußte ihnen den Weg zur Verständigung zeigen. Die Verständigung kam nicht zustande und das war der deutlichste Beweis, daß bei den Beteiligten das sportliche Interesse ein sehr geringes ist. Wenn die Sportleute schon damit anfangen, die Statutenartikel zu drehen und zu deuten, wenn sie über Kompetenzen und andere solche Dinge streiten, dann sind sie nicht mehr unbefangene und selbstlos genug, um an dem Sport selbst Freude zu empfinden. — Tadelswert war es auch, daß die Liga, die doch rechtzeitig wußte, daß der Wettkampf nicht zustande kommen konnte, es nicht für nötig hielt, das Publikum durch die Zeitungen am Sonntagmorgen von dem Ausfall des Match in Kenntnis zu setzen, was zur Folge hatte, daß viele nach dem Parque Antartica hinauspilgerten, um sich zu ärgern.

Der erste weibliche Gesandtschafts-Attaché. In unserem Erdteil, dem klassischen Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, hat die Frauenbewegung jetzt wieder eine Bresche in die als unnehmbar geltende Mauer geschlagen — sie hat es erreicht, daß zum ersten Male eine Frau zum Gesandtschafts-Attaché ernannt wurde. Es ist ja nichts Neues, daß Frauen einen oft recht weittragenden Einfluß im diplomatischen Leben ausgeübt haben,

aber sie haben sich eben bis jetzt mit dieser „nicht öffentlichen“ Tätigkeit auf diesem Gebiete begnügt. Warum sollen sie aber ihr Talent unter den Scheffel stellen? Heute, wo bereits zahlreiche Frauen sämtliche juristischen Prüfungen mit Glanz bestanden haben, werden ihnen nach und nach die entsprechenden Berufe geöffnet werden. Die Republik Uruguay in Südamerika hat jetzt einen entscheidenden Schritt in dieser Richtung getan, indem sie (als erster Staat) Fräulein Dr. Klöthilde Luisi aus Montevideo der Gesandtschaft in Brüssel als wissenschaftlichen Attaché beigegeben hat. Ebenso wie die Militär- und Marine Attaches ihre Spezialgebiete haben, so wurde Fräulein Luisi das Studium der der Unterrichtsangelegenheiten in Europa übertragen. Die Dame hat in Montevideo ihre Doktorpromotion „summa cum laude“ bestanden und wurde unter zahlreichen Bewerbern für den wichtigen Posten gewählt.

Kaffee-Ernte. Herr Nabor Jordão, der im Auftrage einiger amerikanischer Firmen die Kaffee-Ernte abschätzte, hat an diese Häuser einen Bericht gesandt, in dem er die zu erwartende Ernte auf weniger als zehn Millionen Sack veranschlagt.

Unterschlagung. Der Angestellte eines Armazens in der Rua Lavapés namens Salvador Germano hat seinem Prinzipal ein Conto de Reis unterschlagen und ist damit über alle Berge gegangen. Die Frau des Armazem-Besitzers, Maria Derranieri, hat aus Aerger über diesen Verlust einen Selbstmordversuch gemacht. Sie befindet sich dank dem schnellen ärztlichen Eingriff außer Lebensgefahr. Die Frau hatte Creolin geschluckt.

Uniformierter Don Juan. Der Sergeant der Zivilgarde, Raphael Rodrigues Lopes, ist ein gefährlicher Eroberer und die zu Erobernden sind die Frauen seiner Untergebenen. Eine zeitlang ist es ihm sehr gut gegangen und er hat manchen Erfolg zu verzeichnen, aber schließlich ging die Sache schief. Zuletzt hatte er sich in den Kopf gesetzt, die Frau des Soldaten João Pedroso zu erobern, diese hatte ihn aber energisch zurückgewiesen und die Geschichte ihrem Manne erzählt. Der Beweis der Absichten Lopes' ist unwiderlegbar, denn er hat der Frau geschrieben, und darauf sich verlassend, hat der Soldat seinen Vorgesetzten windelweich geprügelt. Lopes wäre es noch schlechter gegangen: er wäre vielleicht als dienst- und eroberungsunfähig vom Platze gekommen, wenn andere Polizisten nicht dazwischengekommen wären. Jetzt sitzen sie beide. Der eine wegen seines fleghaften Benehmens, der andere wegen tätlicher Beleidigung eines Vorgesetzten. Lopes, der verheiratet und Vater von einem halben Dutzend Kinder ist, wird die Zivilgarde wohl verlassen müssen.

Gefrierfleisch. Seit einigen Tagen wird der Staatshauptstadt von Barretos Gefrierfleisch zugeführt. Das Fleisch kommt hier sehr gut an, sieht trotz des ziemlich langen Transportes sehr gut aus und findet auch natürlich seine Käufer. Leider haben wir noch nicht gehört, daß dieses Fleisch billiger verkauft würde als das frische. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir nur so im Vorübergehen etwas erwähnen, was uns befremdet. Vor Jahr und Tag errichtete ein Herr englischen Namens außerhalb des Munizips São Paulo ein großes Schlachthaus und er hatte, wenn wir uns nicht irren, auch die Absicht, Gefrierfleisch auf den Markt zu bringen. Diesem Herrn, der sehr viel Geld in das Unternehmen gesteckt hatte, wurde aber bedeutet, daß die Stadt São Paulo nur solches Fleisch konsumieren könne, das aus innerhalb der Grenzen des Munizips gelegenen Schlachthäusern stamme. Damit war dem Gedachten das Geschäft ruiniert und er

griff zur Pistole — nicht um einen Stadtgewaltigen aus dem Wege zu räumen, sondern um sich selbst einen Austritt aus dieser Welt zu verschaffen. Der damalige Präfekt von São Paulo, der dem Engländer das Geschäft ruinierte und die Pistole in die Hand zwang, ist jetzt der Präsident der Gesellschaft, die das Schlachthaus in Barretos — also auch außerhalb des Munizips São Paulo — errichtete. Das Gesetz, das damals die Fleischzufuhr aus einem anderen Munizip verbot, scheint also aufgehoben zu sein; es ist aber doch befremdend, daß dieses nicht früher geschehen konnte, als es sich darum handelte, einem ehrlichen Kaufmann Vermögen und Leben zu retten. — Wenn das Schlachthaus in Barretos, das man schon in allen Tonarten besungen hat, keine Verbilligung der Lebensmittel zur Folge hat, dann sehen wir nicht ein, warum wir es als ein Zeichen des Fortschritts ansehen sollen: dem Volke nützt es nicht und deswegen hätte es auch ebensogut am Nordpol errichtet werden können, wo das Eis billiger ist.

Gegen die Teuerung. Die Munizipalität von Ribeirão Preto hat einen Anruf erlassen, in dem sie die Kammern der anderen Munizipien auffordert, bei dem Bundeskongreß dahin einzuwirken, daß die Zollsätze ermäßigt werden. Die Teuerung sei unerträglich geworden und sie habe hauptsächlich in der bisherigen Zollpolitik ihren Ursprung. Das stimmt nun wohl zum großen Teil, aber von der Aktion der Munizipalkammern ist deshalb doch nichts zu erwarten, ganz abgesehen davon, daß viele von diesen Korporationen gar nicht in der Lage sind, die Teuerung und ihren Ursprung zu verstehen. Die Munizipalkammer von São Bernardo, die noch neulich die Konsum-Genossenschaft der Angestellten der São Paulo Railway zwang, für jedes ihren Mitgliedern verkaufte Kilo Rindfleisch dreihundert Reis Steuer zu bezahlen, ist jedenfalls nicht auf der intellektuellen und moralischen Höhe, um dem Teuerungsproblem ein bißchen Verständnis entgegenzubringen. Und wenn die paulistaner Munizipalkammern auch alle, wie sie da sind, in dem angegebenen Sinne bei dem Bundeskongreß intervenieren würden, dann wäre damit nur ein Bogen guten Papiers beschrieben, weiter aber nichts; denn die Kammer ist erst recht nicht imstande, etwas zu verstehen, was nicht mit der Parteipolitik zusammenhängt. Die Herren Deputierten würden die Eingabe lesen, zur Kenntnis nehmen, einer Kommission zur Begutachtung überweisen und im Schubfach liegen lassen, bis sie verschimmelt. Im besten Falle würde der Kongreß ein Komitee einsetzen, das die Frage studiert. Dieses Komitee würde sich aus zwei Advokaten, einem Arzt und einem Ingenieur zusammensetzen — aus Leuten, die von der Teuerung soviel verstehen wie die Fürstin, die von armen Notleidenden belagert, sie mit der Frage überraschte: „Aber, liebe Leute, warum essen Sie denn nicht Butterbrot mit Schinken, wenn Sie Hunger haben? — es schmeckt auch ganz gut!“ Die Herrschaften, die hundert Milreis per Tag verdienen und dabei noch ihre Nebeneinkünfte haben, wissen von der Teuerung und ihren Folgen gar nichts und sie können es nicht begreifen, daß in diesem schönen Lande Brasilien, in dessen Hauptstadt man man sich im High Life so gut amüsiert, in diesen Städten, die auf die französische Halbwelt eine so große Anziehungskraft ausübten, daß es in Rio und São Paulo fast ebensoviel Mondainen gibt wie in Paris, eine Teuerung herrschen kann. Sie spüren davon nichts: für sie ist eine Teuerung nicht vorhanden. Und dann die Erabsetzung der Zolltarifel das ist ein geradezu unmögliches Verlangen. Dieser Revision der Zollsätze sollte ein ernstes Studium vorausgehen und das

ist doch nicht gut möglich, wo jetzt alles über die Kandidaturen spricht. Deshalb schaffe sich jeder, der unter der Teuerung leidet, lieber einen Leibgurt an und schnüre sich den hungrigen Magen recht zusammen. Das ist ein sichereres Mittel als die Intervention bei der Bundeskammer.

Eine gute Lektion gibt uns der kleine südliche Nachbar Uruguay. Die Regierung dieser Republik hat ihren Offizieren die Einnischung in die Politik verboten. Uruguay war bisher das klassische Land der Pronunciamientos und der Revolutionen, seine eigenen Präsidenten sagten, daß die Republik, die kleiner ist als der Staat São Paulo, überhaupt nicht regiert werden könne, weil jeder Caudilho sich als Herrscher fühle und jeden Regierungsbefehl mit einer Revolution beantworte. Und doch haben die Herren Ordoñez und Willemann in verhältnismäßig wenigen Jahren dort solche Zustände geschaffen, daß der erstgenannte in seiner zweiten Regierungsperiode eine Verfassung schaffen kann, die in Brasilien heutzutage als ein Ding der Unmöglichkeit gilt. Uruguay ist uns jetzt unbedingt voraus. Die Politik ist in die richtigen Bahnen gelenkt, das Volk, das bis vor kurzem aus lauter Rebellen zusammengesetzt zu sein schien, ist jetzt friedlich und arbeitsam, während Brasilien, das gewöhnt war, auf Uruguay mit einer gewissen Geringschätzung herabzuschauen, daran denkt, in Pinheiro Machado einen Caudilho zum Präsidenten zu machen, was für uns soviel wie den Anfang einer solchen Periode gelten kann, wie sie Uruguay jetzt endgiltig überwunden zu haben scheint. Unsere maßgebenden Männer sollten die Lektion Uruguays nicht unbeachtet lassen und durch die Aufstellung eines Mannes von den Qualitäten der Ordoñez und Willemann zum Kandidaten für die Bundespräsidentschaft denselben Weg betreten, den der Nachbar bereits wandelt.

Habeas Corpus-Gesuch. Der Advokat Dr. Rodrigues Gonçalves da Silva hat für das vor einigen Wochen oft erwähnte Ehepaar Fink ein Habeas Corpus-Gesuch eingereicht. Dieses Ehepaar hat, wie unsere Leser sich noch erinnern werden, seine eigene Tochter Charlotte prostituieren wollen und soll deshalb aus Brasilien ausgewiesen werden. In seinem Habeas Corpus-Gesuch stellt nun der Rechtsanwalt die Behauptung auf, daß die gegen das Ehepaar Fink erhobenen Anklagen alle erfunden seien. Dr. Rodrigo habe überall Erkundigungen eingezo-gen und sei imstande, den Nachweis zu führen, daß alles das, was die Charlotte erzählt, erlogen sei. Das Habeas Corpus-Gesuch kommt heute, Dienstag, zur Verhandlung und will der Advokat dabei seine Beweise mündlich vorbringen. Durch dieses Habeas Corpus-Gesuch ist die schon sowieso sehr verwickelte Geschichte nur noch verwickelter geworden und es wäre eine ungeheure Ueberraschung für alle diejenigen, welche die Sache verfolgt haben, wenn sich herausstellen würde, daß die Schlechtigkeit nicht auf Seiten der Eltern, sondern auf Seiten der Tochter stand.

Anleihe. Die hier aufgelegte Anleihe der „Companhia de Electricidade“ von 1000 Contos wurde sofort mehrfach überzeichnet. Der Emissionskurs dieser Anleihe ist 98, der Zinsfuß 7 Proz. und die Einlösung in zwanzig Jahren.

Defraudanten verhaftet. An Bord der „Hollandia“ wurden die zwei Russen Josef Heck-Dieschmann und Iwan Jaltow verhaftet, die auf dem Zollamt zu Odessa 300.000 Rubel unterschlagen haben sollen. Sie wurden dem russischen Geschäftsträger zur Verfügung gestellt, der sie nach Rußland zurückschicken wird. Die beiden Defraudanten hatten Buenos Aires zu ihrem Reiseziel erwählt.

Teuerung und Volksversammlungen. Das Justizsekretariat hat eine unverständliche Maßnahme ergriffen. Es hat die Veranstaltung von Meetings untersagt. Die bekannnten Veranstalter von Volksversammlungen hatten den Plan gefaßt, am Sonntag nachmittag an fünf verschiedenen Punkten der Stadt gegen die Teuerung der Lebensmittel Meetings abzuhalten. Nachher sollten die Teilnehmer an den fünf verschiedenen Versammlungen alle nach dem Largo São Francisco marschieren, um dort dann ein Monstre-Meeting abzuhalten. Der Aufruf lud besonders die Frauen und die Kinder ein, an diesen Versammlungen teilzunehmen. Das gab dem Justizsekretariat Grund, dieses Unternehmen für gefährlich zu halten und es verbot die Versammlungen mit der Erklärung, daß bei solchen Aufläufen es nicht ohne Zwischenfälle abgehen könne und hier liege die Gefahr vor, daß die Frauen und Kinder zu Schaden kommen. — Es hätte aber vollkommen hingereicht, wenn die große Versammlung auf dem Largo São Francisco untersagt worden wäre. Die anderen Meetings konnten weder den Frauen noch den Kindern gefährlich werden, denn diese sind, wie man es bei jedem Karneval erleben kann, schon gewöhnt, sich in einem großen Gedränge zu bewegen. Das Verbot erstreckte sich aber auf alle und jede Bewegung und somit hat das Justizsekretariat den Meetingleuten einen famosen Agitationsstoff gegeben, den diese natürlich ausnutzen werden. — Von den Meetings können wir uns nichts versprechen, denn Geschrei und Phrasen scheinen nicht die geeigneten Mittel zu sein, um einer wirklich vorhandenen Not abzuhelpfen; wenn die Leute aber Meetings abhalten wollen und die Verfassung solche Versammlungen ausdrücklich gestattet, so sollte die Polizei sie nicht untersagen. Das macht nur böses Blut.

Santos. Am Dienstag ereignete sich hier ein furchtbarer Unglücksfall. Einige Arbeiter hatten in der Rua Senador Feijó gerade eine Sprengmine geladen und entfernten sich, als die Mine vorzeitig explodierte. Dabei wurde der Arbeiter João de Oliveira buchstäblich in Stücke gerissen und sein Kamerad Joaquim Saraiva lebensgefährlich verletzt. Ein dritter Arbeiter namens José Pereira wurde leichter verletzt. Die Katastrophe wird der großen Hitze zugeschrieben. Man nimmt aber auch an, daß das Dynamit etwas zu hart gepopft worden sei.

Bundeshauptstadt.

Handelsbericht. In der Berichtswoche beserte sich die Lage der Bundesanleihen nicht unbeträchtlich. Die Apolices Geraes haben es sogar beinahe wieder auf den Paristand gebracht: sie stiegen von 952\$ auf 995\$, und die von 1909 von 933\$ auf 950\$. Die anderen Papiere begleiteten diese Bewegung jedoch nicht, sondern behielten ihren niedrigen Kurs ziemlich unverändert bei.

Der Wechselkurs blieb ebenfalls unverändert auf 16 1/8 stehen. Die Goldentnahmen aus der Konversionskasse waren in der Berichtswoche geringer, was ebenfalls als ein Zeichen für die Besserung der Lage zu betrachten ist. Sie beliefen sich nur auf 375:577\$834, dem der Bestand, der am 11. April 377.822:491\$624 betragen hatte, bezifferte sich am 18. April auf 377.456:913\$790.

Die Presse fährt fort, Meinungen und Interviews über die gegenwärtige Finanzkrise zu veröffentlichen. Dabei ergibt sich eine große Meinungsverschiedenheit über die Frage, ob wir genug Bar-Umlaufsmittel besitzen oder nicht. Die einen be-

jahren die Frage und befürchten von einer Vermehrung der Umlaufsmittel eine erneute Entwertung des Papiergeldes. Die anderen fordern eine Vermehrung, da sie darin das einzige Mittel sehen, die Diskontierung und den Abschluß von Geschäften zu erleichtern. Es kann unseres Erachtens gar keinem Zweifel unterliegen, daß sich in den letzten Jahren ein großer Umschwung in dem brasilianischen Geldumlauf vollzogen hat. Früher beschränkte er sich in der Hauptsache auf die Seeplätze und São Paulo. Im Innern gab es keine Banken. Dort kursierte infolgedessen nur eine beschränkte Summe von Bargeld und die Zahlungen wurden nach Möglichkeit durch Ordres ausgeglichen. Seit einiger Zeit sind im Innern Bankinstitute entstanden, die mit eigenen Mitteln arbeiten, und ihre Zahl nimmt fast von Woche zu Woche zu. Die Ausdehnung der Landwirtschaft, die großen Bahn- und Wegebauten erfordern erhebliche Barmittel für die Lohnzahlung. Infolgedessen ist viel Bargeld ins Innere geströmt, das nun dort im Verkehr bleibt und den Handel ganz wesentlich erleichtert. Deshalb ist das Verlangen nach einer Vermehrung der Umlaufsmittel ganz berechtigt, denn erstens fühlen die Plätze, an denen sich bislang das Bargeld konzentrierte, den Abfluß nach dem Innern recht empfindlich, und zweitens ist im Innern selbst noch ein großer Geldbedarf zu decken.

Die Paulistaner Staatsanleihe hat, wie wir bereits meldeten, einen vollen Erfolg gehabt, obwohl in letzter Stunde in Deutschland eine ebenso ungerechtfertigte wie unzweckmäßige Hetze dagegen versucht wurde. Die Anleihe wurde mehrmals überzeichnet. 1.753.120 Pfund Sterling wurden von Inhabern von Titeln der früheren Anleihe in Umtausch übernommen. 1 Million Pfund Sterling brachte die Firma J. H. Schröder & Co. unter, so daß nur 1/4 Million von den für England, Holland und die Schweiz bestimmten 4 Millionen Pfund dem Publikum angeboten zu werden brauchten. Die Anleihe wurde alsbald mit einem Aufgeld von 2 Prozent gehandelt.

Aus London wurde über eine neue Gesellschaftsgründung berichtet. Das Kapital beträgt 240.000 Pf. Sterling, die Hälfte in Vorzugsaktien mit 7 Prozent Zinsen, die Hälfte in gewöhnlichen Aktien. Zweck ist die Papierfabrikation in Brasilien. In dem Prospekt heißt es, daß bereits 7500 Joch Land erworben worden seien, die mit zur Papierfabrikation geeigneten Faserpflanzen bestanden sind.

Die Bank von England hat ihren Zinsfuß von 5 auf 4,5 Prozent herabgesetzt. Danach kann man den Frieden auf dem Balkan mit Bestimmtheit erwarten, und dann werden auch bei uns die Kreditverhältnisse wieder besser werden. Denn die Zurückhaltung, deren sich das europäische Kapital während der letzten Monate begreiflicherweise befleißigte, wird dann ein Ende nehmen.

Die Superintendencia da Defesa da Borracha veröffentlichte nachstehende Statistik über die Gummiausfuhr im Jahre 1912:

Staat Amazonas 10.756.256 Kilos zum offiziellen Werte von 57.458:582\$855.

Acre-Gebiet über Manaus nach dem Auslande . . 4.155.591 Kilos im offiziellen Werte von 22.011:212\$ 173 Reis, nach Belém 7.389.296 Kilos, deren Wert erst dort festgestellt wird. Der Zoll für den über Manaus ausgeführten Gummi betrug 4.485:576\$590, während für die Ausfuhr über Belém 7.900:436\$220 bezahlt wurden.

Staat Pará Fina 4.365.094 Kilos, Entrefina 441.800 Kilos, Sernamby 6.417.478, Cancho 1.278.415 Kilos, Resina 129.000 Kilos, zusammen 11.632.447 Kilos im Gesamtwerte von 43.666:641\$799, die an Ausfuhrzöllen 9.538:628\$262 entrichteten.

Die Gesamtausfuhr von Gummi aus dem Amazo-

nasgebiet betrug somit 133.933.590 Kilos im offiziellen Werte von 162.686:617\$932.

Der Kaffeemarkt blieb fest, wenn auch keine große Geschäftslust herrschte. Die Notierungen waren (11. April gegen 18. April):

Rio 9\$500 — 9\$800, New York 10,80 — 10,72, Havre 68.50 — 69.—, Hamburg 57.50 — 56.50, London 50/3 — 50/3.

Für den Junitermin wurden Geschäfte auf der Basis von 9\$400 abgeschlossen.

Die übrigen Märkte blieben ziemlich unverändert. Auf dem Zuckermarkt herrschte eine gewisse Unruhe, da Nachrichten über eine ausgezeichnete Campos-Ernte zirkulierten und es außerdem hieß, die Campos-Fabriken wollten die Herstellung von Demerara-Zucker für die Ausfuhr auf später verschieben, unter dem Vorgeben, daß Pernambuco die in Aussicht gestellte Quote noch nicht geliefert habe. Die Ernte wird auf 600.000 bis 700.000 Sack geschätzt. Der Preis für weißen Kristallzucker ging auf 400 Reis herunter.

Das Zollamt von Rio hat seinen Bericht für 1912 erstattet. Danach trafen 1950 Ueberseeschiffe ein, gegen 1534 im Jahre 1911. Die Einnahmen beliefen sich auf 123.246:021\$618, davon 49.245:866\$533 in Gold und 74.000:973\$754 in Papier. Gegen 1911 war das eine Mehreinnahme von 11.761:866\$533, davon 5.456:414\$844 in Gold und 6.305:451\$709 in Papier. Zollfrei eingeführt wurden Waren im Werte von 22.582:315\$200. Davon wurden an Kai- und Expeditionsgebühren 2.721:648\$061 erhoben. Die Zahl der Postpakete betrug 80.337 gegen 90.547 im Jahre 1911. Die Zolleinnahmen daraus beliefen sich auf 848:677\$722 gegen 782:833\$063. Das heißt, daß die Verzollung strenger durchgeführt wurde als früher, und diese Tatsache erklärt zugleich den Umstand, weshalb 10.200 Pakete weniger hereinkamen. In diesem Jahre wird ihre Zahl noch geringer werden.

Ein großes Wasserstraßen-Projekt. Unter dem Namen „Dem deutschen Rhein die neue deutsche Mündung“ ist in Koblenz unter dem Vorsitz des Generalleutnants z. D. Kosch ein Verein ins Leben gerufen worden, der zunächst die Rheinland und Westfalen und die Anwohner der zum Stromgebiet des Rheines gehörenden Wasserstraßen, dann aber auch jeden Deutschen für die Schaffung einer deutschen Rheinmündung interessieren will. Man empfindet es schon lange in Westdeutschland unangenehm, daß der Rhein keine deutsche Mündung besitzt, sondern daß der ganze riesige Güterverkehr aus und nach Deutschland, der sich auf dem Strome entwickelt hat, seinen Weg über einen ausländischen Hafen nehmen muß. Rotterdam hat, gespeist durch deutschen Handel und deutsche Industrie, eine nie geahnte, sprunghafte Entwicklung genommen. Jede neue im Rheinstromgebiet geschaffene Wasserstraße kommt diesem Hafen zugute, ohne daß Holland den geringsten Beitrag zum Werke leistet. Auch ließe sich eine Verkürzung des Weges zum Meere erreichen, wenn man einen deutschen Zugang zur Nordsee zu schaffen vermöchte. Das rührige Emden hat schon lange eine Verbindung nach dem Rhein erstrebt. Es ist auch bereits früher ein Verein zur Förderung des Baues eines Großschiffahrtsweges vom Rhein zur deutschen Nordsee mit dem Sitz in Berlin ins Leben gerufen worden. Diese Bestrebungen haben zunächst bekanntlich dazu geführt, daß die Bauräte Taaks und Herzberg ein Projekt für die Erbauung eines Rhein-See-Kanals ausgearbeitet haben, das bei Wesel den Kanal ansetzt und bei Rhede die Ems erreichen läßt. Die Baukosten sind bei Annahme einer Wassertiefe von 4,50 Metern auf 235 Millionen Mark berechnet. Im preußischen Abgeordnetenhaus hat sich der Mi-

nister der öffentlichen Arbeiten, Herr von Breitenbach, darüber geäußert: „Es ist das ein Projekt, das zu den kühnsten Hoffnungen, Erwartungen und Wünschen Anlaß gibt. Es ist mir auch bekannt, daß hinter diesem Projekt sehr bedeutende und ernst zu nehmende wirtschaftliche Kräfte ersten Ranges stehen.“ (Gemeint ist die rheinisch-westfälische Großindustrie.) Der obengenannte Verein hat nun noch Projekte des Ingenieurs Joseph Rosemeyer-Köln herausgegeben, denen die Idee zugrunde liegt, bereits oberhalb Düsseldorf und unweit Kölns den Kanal vom Rhein abzuzweigen und auf diese Weise durch Verlängerung des Gefälles bis zur Nordsee die Zahl der Schleusen auf ein Mindestmaß zu beschränken, außerdem aber im Interesse der Rentabilitätserhöhung das Gefälle zur Erzeugung von elektrischer Energie auszunutzen. Es ist eine Tiefe von 7 Metern vorgesehen, und die Baukosten sind wesentlich geringer veranschlagt. Der Verein „Dem deutschen Rhein die neue deutsche Mündung“ (Koblenz, Viktoriastraße 38) will diese Bestrebungen unterstützen und bittet uns, den Auslandsdeutschen von seiner Existenz und seinen Bestrebungen Kenntnis zu geben. Wir kommen dieser Bitte hiernach, wollen aber nicht verhehlen, daß unser Ideal nicht in der Ausschaltung Rotterdams besteht, sondern in der Aufnahme Hollands in den Zollverein und in der Zustimmung Hollands zu der Erhebung von Rhein-Schiffahrtsabgaben. Hier im Auslande, wo zwischen Holländern und Reichsdeutschen sehr herzliche, auf germanischer Interessensolidarität basierende Beziehungen bestehen, sieht man eben manche Dinge ganz anders an.

Die Gummivalorisation. Der Hinweis auf die Paulistaner Kaffeevalorisation und ihren außerordentlichen Erfolg hat die Bundesregierung veranlaßt, dem Drängen der gummiproduzierenden Nordstaaten nachzugeben und eine Gummivalorisation zu versuchen. Glücklicherweise hat sie sich nicht dazu verleiten lassen, diese Aktion genau nach Paulistaner Muster zu versuchen, indem sie etwa Gummi aufkaufte und einsperrte, um auf diese Weise das Angebot zu verringern und die Preise in die Höhe zu treiben. Dieser Versuch mußte beim Gummi ausichtslos erscheinen, denn bei diesem Produkt liefert Brasilien schon lange nicht mehr, wie beim Kaffee, 75 und 80 Prozent der gesamten Welternte. Es nimmt auf dem Gummimarkte also nicht mehr die ausschlaggebende Stellung ein, die es auf dem Kaffeemarkte innehat. Es war daher ein Segen, daß die Bundesregierung derartigen Wünschen, die aus dem Norden laut wurden, nicht nachgab, sondern bei ihren Plänen zur „Verteidigung des Gummis“ darauf ausging, einmal die Produktion zu verbilligen, dann ihre Qualität zu heben, ferner durch Förderung der Neupflanzungen der drohenden Erschöpfung vorzubeugen, und endlich auch zur Fabrikation von Gummiwaren im Inlande anzuregen. Um die Produktion zu verbilligen, war es jedoch nötig, eine Lösung all der wirtschaftlichen Fragen zu versuchen, die wir unter der Bezeichnung „das Problem des Nordens“ zusammenzufassen pflegen. Daran wurde jener großzügige Plan entworfen, der aus der Denkschrift des Landwirtschaftsministers und der Botschaft des Bundespräsidenten an den Kongreß bekannt ist. Aber solche großartige Pläne kosten viel Geld, und unsere Bundesfinanzen stehen erbärmlich schlecht. Das ist die Klippe, an der die Gummivalorisation zu scheitern scheint. Im vergangenen Jahre wurden von den 8000 Contos, die der Kongreß im ganzen für das Unternehmen bewilligt hat, nicht weniger als 4600 Contos für Studien, Projekte und Versuche ausgegeben. Das entspricht beliebten Gebräuchen unserer Republik: jeder sucht so

selbst als möglich ein möglich großes Stück des Kuchens aufzuessen, befürchtend, daß er nichts mehr vorfinden könnte, wenn er zauderte. Nun soll man über Erfolg und Mißerfolg einer erst vor kurzer Zeit eingeleiteten Aktion gewiß nicht vorschnell aburteilen, aber eins erseht sicher: viel Staat kann man mit dem bisher Erreichten nicht machen. Der Ingenieur, der beauftragt worden war, von Manaus aus die Arbeiten der Kommissionen zu leiten und zu beaufsichtigen, die im Amazonastale vorgehen sollten, hat bereits um seine Entlassung gebeten, da nach seiner Ansicht der für das Gebiet des Rio Branco entworfene Plan kläglich gescheitert ist. Der Direktor der „Defesa da Borracha“ ist seinen Behauptungen natürlich entgegengetreten, aber da er gewissermaßen pro domo sprach, wirkten seine Ausführungen nicht sehr überzeugend. Nun hat auch das „Jornal do Commercio“ gefordert, daß man all die schönen, aber kostspieligen Pläne auf bessere Zeiten verschieben und sich vorläufig damit begnügen solle, die orientalische Zapfmethode überall einzuführen, die bekanntlich nicht nur reichlichere Resultate ergibt, sondern auch ein Produkt von besserer Qualität liefert und die Bäume schon. Es ist leicht möglich, daß diese Ansicht durchdringt und daß der Bundespräsident dem Kongreß eine neue Botschaft zugehen läßt, worin er ihm den Entschluß mitteilt, die 4600 Contos verloren zu geben. Als Begründung wird er, wenn er die Wahrheit sagen will, angeben müssen, daß die Regierung sich geirrt hat, als sie einen so ausgedehnten und komplizierten Plan unternahm, und daß der Finanzminister damals noch nicht wußte, daß wir vor dem Bankerott stehen. Ein Trost im Unglück ist, daß die Beamten der „Defesa da Borracha“ noch nicht lebenslänglich angestellt worden sind. Es hätte also noch viel schlimmer kommen können!

Baron von Rio Branco. Am Sonnabend, dem Geburtstage des hervorragenden Ministers des Aeussern, den Brasilien bislang besessen hat, fand im Itamaraty-Palaste die Enthüllung seiner Bronzebüste statt. An der Feier nahm außer dem Minister Dr. Lauro Müller, dem Unterstaatssekretär Dr. Regis de Oliveira, dem neuernannten Gesandten für London Dr. Oliveira Lima, dem gesamten Personal des Ministeriums, dem Dr. Mario Brandão als Vertreter des Bundespräsidenten und anderen Personen auch die Baronin Werther, die Tochter des verstorbenen Kanzlers, teil. Herr Lauro Müller bat die Baronin, die mit der Nationalflagge bedeckte Büste zu enthüllen. Er sprach dann schlichte, aber herliche Worte über die Bedeutung dieser intimen Feier, die als eine Huldigung der brasilianischen Diplomatie an ihren größten Vertreter gedacht sei. Die Bronzebüste ist ein Werk Charpentiers. Sie ist der Büste des Visconde do Rio Branco, des Vaters des Barons, gegenüber aufgestellt.

Die „Revista Americana“ hat den Gedenktag zum Anlaß genommen, ihr soeben erschienenenes drittes Heft des laufenden Jahrganges ausschließlich dem Baron von Rio Branco zu widmen. Ruy Barbosa, Juansilvano Godoy, Clovis Bevilacqua, Carlos de Lact, M. Gorostiaga, Pinto da Roeha, Esegagnolle Doria, Manuel Bernardez, Liberato Bittencourt, Pandia Calogeras, José Enrique, João do Rio und A. de Mello Carvalho lieferten die Beiträge. Eine Kommission des Instituto Historico e Geographico Brasileiro legte einen Kranz am Grabe des ständigen Präsidenten des Institutes nieder.

Vom Paket Zollamt. Wir hatten schon vor einer Reihe von Monaten Gelegenheit, festzustellen, daß im Paket Zollamt bessere Zustände eingetreten sind, seit Herr Amadeu Silva mit der Leitung beauftragt wurde. Es verschwinden keine Pakete

mehr; wenn man seinen Avis präsentiert, wird das Paket schnell gefunden; und wenn die Erledigung sich manchmal verzögert, so liegt das daran, daß der Finanzminister sich leider noch immer nicht entschließen konnte, die Zahl von Konferenzen zur Verfügung zu stellen, die der täglich wachsende Verkehr erfordert. Wer freilich die Verzollung einem Despachanten übergibt, der muß monatelang warten. Das ist jedoch nicht Schuld der Abteilung, sondern der Despachanten, die an den Paketen nicht genug verdienen und sich deshalb nicht gern mit ihnen befassen. Wir warten z. B. seit dem 22. Februar vergeblich auf ein Paket, dessen Verzollung wir einem Despachanten anvertrauten, während wir, wenn wir uns selbst um die Abfertigung kümmern, das Paket regelmäßig am selben oder doch am nächsten Tage erhalten. So erst in vergangener Woche wieder. Wie wir bei dieser Gelegenheit hörten, steht im Paket Zollamt eine große materielle Reform bevor, die wesentlich dazu beitragen wird, die Abfertigung zu vereinfachen und zu beschleunigen. Die jetzt bestehende Scheidewand, durch die die Halle in zwei Teile geteilt wird, soll beseitigt werden. Die Gestelle, auf denen die Pakete lagern, werden dann eine ganze Längswand der Halle einnehmen, und vor ihnen werden sich die Arbeitstische der Beamten befinden. Das Publikum wird das Paket Zollamt wie bisher von der Rua Visconde de Itaboraay betreten, aber durch das rückwärtige Tor verlassen, das auf einen Innerhof des Zollamtes mündet. Vom Eingang bis zum Ausgang werden die verschiedenen Sektionen sich so aneinanderreihen, wie die Bearbeitung zu erfolgen hat. Außerdem werden die Gestelle, auf denen die Pakete lagern, durch Gittertüren abgeschlossen werden. Der jetzige Zustand hat nämlich trotz aller Aufsicht noch immer Durchstechereien ermöglicht, so daß viele Pakete unverzollt hinausgingen. Herr Silva sah sich daher genötigt, um die Zuweisung eines Konferenzen zu bitten, der am Portal die Ausgänge kontrolliert. Seitdem das geschehen ist, hat sich die Zahl der Personen, die sich im Paketamt aufhält — früher wimmelte es dort von Menschen, wie in einem Ameisenhaufen —, merklich verringert. Die Schlüsse mag sich jeder selbst ziehen! Natürlich kann man die Kontrollmaßregel sowohl im Interesse des ehrlichen Publikums, das seine Zölle entrichtet, als auch der Staatskasse, die das Geld bitter nötig hat, nur dankbar begrüßen. Der Reformplan des Herrn Amadeu Silva scheint bereits die Zustimmung des Finanzministers gefunden zu haben. Wenn der Minister sich dann noch entschließt, die Zahl der Konferenzen auf sechs zu erhöhen, dann dürfte das Paket Zollamt wirklich allen Anforderungen genügen, die man billigerweise stellen darf. Voraussetzung ist allerdings, daß ihm der Leiter gewahrt bleibt, der sich ebensowohl durch Energie und Umsicht als auch durch Liebenswürdigkeit dem Publikum gegenüber auszeichnet und der seine Untergebenen zur Arbeit anhält. Bei uns besteht ja bekanntlich leider immer die Gefahr, daß man bewährte Beamte nicht auf ihrem Platze läßt, sondern sich nach einiger Zeit zur Abwechslung einmal „auf die andere Seite legt“.

Die Aktien des Generals Dantas Barreto müssen so schlecht nicht stehen. Der Herausgeber des „Jornal do Commercio“, Dr. José Carlos Rodrigues, der sich an Bord der „Arlanza“ auf einer Europareise befindet, hat sich in Pernambuco interviewen lassen. Er hat bei dieser Gelegenheit u. a. gesagt, daß der General eine geradezu glänzende Verwaltung leiste. Das könne niemand Wunder nehmen, denn Herr Dantas Barreto habe schon als Kriegsminister bewiesen, daß er zu verwalten ver-

stehe. Dr. José Carlos Rodrigues ist ein sehr schlauer Herr, der sich nicht so enthusiastisch geäußert hätte, wenn die Chancen des Generals nicht gut ständen. Im übrigen hat er durchaus nichts Unwahres oder Uebertriebenes gesagt. Wir haben schon wiederholt mitgeteilt, daß auch deutsche Kaufleute, die in Pernambuco ansässig sind oder regelmäßig dort zu tun haben, des Lobes voll sind über die Verwaltung des Generals.

Von der Austro-Americana. Die österreichische Reederei Austro-Americana ist in erfreulichem Aufblühen begriffen, wie die Tatsache zeigt, daß sie am 15. März ihren bereits bestehenden Linien nach den Vereinigten Staaten und nach der Ostküste Südamerikas eine neue hinzufügte, die Kanadalinie. Als erster Dampfer der neuen Linie lief an jenem Tage der auch bei uns wohlbekannte Dampfer „Argentina“ aus. Vor der Ausreise unternahm er eine Rundfahrt durch den Golf von Triest, an der außer den Direktoren der Reederei Vertreter der Regierung, die Leiter anderer österreichischer Reedereien und hervorragende Persönlichkeiten aus verschiedenen Teilen der Monarchie teilnahmen. Auch der brasilianische Konsul in Triest, Dr. Pereira, befand sich unter den Gästen. Der Dampfer nahm den Kurs nach Miramar. Auf dem Balkon des Schlosses befand sich der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit Familie. Er wurde von den Fahrtteilnehmern mit Hochrufen begrüßt. Von Bord wurden sowohl an ihn als auch an den Kaiser Franz Josef Huldigungstelegramme abgesandt. Um 1 Uhr nachmittags kehrte der Dampfer von seiner Rundfahrt nach Mole 2 zurück. Dort warteten Hunderte von Auswanderern, die sofort eingeschifft wurden. Im ganzen nahm die „Argentina“ 1000 Zwischendecker auf. Vierhundert mußten wegen Platzmangel zurückbleiben. Sie fahren mit dem nächsten Dampfer der Nordamerikalinie und werden dann auf Kosten der Gesellschaft nach Kanada weiterbefördert. Wenn Brasilien auf österreichische Auswanderer doch auch einmal eine solche Anziehungskraft ausüben würde, daß vierhundert wegen Platzmangels zurückbleiben müßten!

Ueber Bierzoll und Brauindustrie schreibt der portoalegreenser Kaufmann Herr Carlos Zuckenmann einem in der riograndenser Hauptstadt erscheinenden deutschsprachlichen Blatte. Da die Ausführungen des genannten Herrn auch unser Publikum interessieren dürften, so erlauben wir uns den kurzen Artikel hier wiederzugeben: Mit Interesse haben gewiß viele den im „Correio da Manhã“ erschienenen Artikel über den Bierzoll gelesen. Den Laien graute es vor der ungeheuren Zollschranke, die gerade auf Bier, diesen Consumartikel ersten Ranges, gesetzt ist, und die, die die Sachlage kennen, mußten über die Schlußfolgerungen, die der Artikelschreiber zieht, lächeln. Gewiß, die Zolltaxe ist eine enorme, da der Zoll für 1 Flasche 2\$500 beträgt, und doch ist dieser gerade nicht dasjenige, was unsere nationale Brauindustrie vor der ausländischen Konkurrenz bisher geschützt hat, und jedenfalls stets schützen wird. Vielleicht keine einzige der nationalen Industrien ist auf so solider Grundlage gebaut, und hat sich so großartig bewährt wie eben die Brauindustrie in der bereits ca. 50.000 Contos investiert sind, und dies liegt in dem natürlichen Schutze weit mehr als in dem der hohen Zolltaxen. Dieser Schutz besteht im Acquator, den keine Tarifcommission wegradieren kann, und in der Billigkeit des voluminösesten Materials, des Wassers, welches uns in ganz vorzüglicher Qualität, ja besser als es viele europäische Brauereien haben zur Verfügung steht. Besser ist das Wasser für Bauzwecke im allgemeinen hier deshalb, weil es stets eisen- und

kalkfrei ist. Während viele Brauereien, die ihre Existenz der starken Bevölkerung in den eisen- und kalkreichen Gegenden Europas verdanken, und daher ihre Anlagen in diesen Gebieten selbst errichten müssen, erst mittels eines kostspieligen Prozesses ihr Brauwasser enteisen und entkalken müssen, steht es uns in Brasilien vollkommen gebrauchsfähig zur Verfügung. Der Autor des besagten Artikels hat gewiß schon öfter auf den europäischen Dampfern sein echtes Pilsner oder Münchner getrunken und es hat ihm ganz vorzüglich geschmeckt. Hat er aber schon mal dasselbe Bier auf dem brasilianischen Festlande gekostet? Sicher nicht, denn sonst wäre sein Enthusiasmus für ausländisches Bier schnell gesunken, ebenso wie es mir ergangen ist. Man muß nämlich bedenken, daß die Bierfässer und Flaschen, die für den Konsum auf dem Schiffe selbst bestimmt sind, im Ausgangshafen in die Kühlräume gebracht werden, dort bleiben sie in der gleichen Temperatur die durch die Eismaschinen stets auf derselben Höhe erhalten wird, gleichmäßig gekühlt, ebenso als wenn sie in einem feinen Restaurant im Eisschrank liegen würden. Ihr Inhalt bleibt so für die Hin- und Rückreise genau derselbe als würde er im Münchener Hofbräuhaus oder im Pilsner Urquellgarten ausgeschänkt. — Ganz anders aber verhält es sich mit der Bierracht! Die Fässer kommen in den Laderaum ebenso wie andere Waren. Hier sind sie nun dem enormen Temperatur- und Klimawechsel ausgesetzt. Es ist eine erwiesene Tatsache, daß trotz des guten Verschlusses der Flaschen, Luftdichtheit der Fässer, das beste Bier wenn es von einer Hemisphäre in die andere kommt, mag es noch so gut pasteurisiert sein, sich bedeutend verschlechtert. Es ist so ähnlich wie mit Zigarren. Auch diese verändern total ihren Geschmack, wenn sie die Tropenzone passieren, mögen sie in noch so gut verzinnten Kisten verschickt werden. Diesem Umstande hat auch die argentinische Industrie ihren großen Aufschwung zu verdanken. Wenn in einem Lande, wo der Zoll ein geringer ist, Brauereien wie die Quilmes, Palermo Santa Fee etc. etc., lauter Riesenunternehmungen, glänzend prosperieren können, ist dies ein Zeichen, daß die natürlichen Bedingungen für diese Industrie gegeben sind. — Am besten beweist dies Japan. — Solange ausländisches Bier an den Sunda-Inseln vorbeitransportiert werden mußte, konnten sich die japanischen Brauereigesellschaften gut entwickeln, trotzdem die Zölle sehr niedrig waren. (6 Prozent vom Werte) In Kobe besteht unter anderen eine Aktien-Brauerei mit einem Kapital von 15 Millionen Mark. — Das Publikum hat eben das heimische Bier, dessen Qualität die des durch die Tropenreise minderwertig gewordenen europäischen übertraf, vorgezogen. Jetzt seit die transsibirische Bahn eröffnet ist, hat die japanische Regierung, um ihre Brauindustrie, in welcher enorme Kapitalien investiert sind, zu schützen, den Zoll bedeutend erhöht. Mit Unrecht meint der Berichterstatter des Correio da Manhã, daß die hohen Erträge unserer Brauereien auf die enormen Zölle zurückzuführen sind. Der Verkaufspreis in Porto Alegre beträgt pro Flasche 360 Reis, von dem 60 Reis auf Impostos entfallen. Was hat es nun zu bedeuten, ob der Zoll auf ausländisches Bier per Flasche 2\$500 oder die Hälfte oder noch weniger kostet. — Wenn man bedenkt, daß die Brauerei für 1 Schoppen ca. 80 Reis bekommt, der dann in den Restaurants in Rio für 300 Reis verkauft wird, so ist es gewiß nicht die Brauerei, die an den teuren Preisen Schuld ist. — Wenn die Brauereien trotz der ziemlich hohen Zölle für ihre Rohmaterialien, die sie importieren müssen, wie Malz und Hopfen, heute ihr Produkt an die Händler zu relativ billigen Preisen abgeben und dabei doch hohe

Dividenden bezahlen können, so ist dies der vorzüglichen Einrichtung zu verdanken, die es ermöglicht, große Mengen Bier bei geringsten Arbeitskosten herzustellen, welches in Qualität jedem ausländischen an die Seite zu stellen ist.“

Die Botschaft des Bundespräfekten. Der Präfekt des Bundesdistriktes, General Barata Ribeiro, hat den Stadtvätern die übliche Jahresbotschaft zugehen lassen, der wir einige auf die finanzielle Lage bezügliche Daten entnehmen. Der Präfekt sagt, daß er es sich vor allem habe angelegen sein lassen, die früheren großen Ausgaben durch eine zurückhaltende Finanzgebarung einigermaßen zu kompensieren. Er gibt dann eine Statistik der Einnahmen und Ausgaben von 1904 bis 1912, die allerdings zeigt, daß es noch nicht möglich war, das Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und den Ausgaben herzustellen, daß aber die Differenz sich nicht unerheblich verringert hat, und zwar sind nicht nur die Einnahmen gestiegen, sondern auch die Ausgaben haben sich gegen die beiden letzten Jahre der vorhergehenden Regierung erheblich verringert. Hier folgt die Tabelle:

| | Einnahmen | Ausgaben |
|------|-------------|----------|
| | (in Contos) | |
| 1904 | 22.255 | 28.218 |
| 1905 | 22.407 | 31.360 |
| 1906 | 25.438 | 48.133 |
| 1907 | 27.215 | 37.725 |
| 1908 | 27.769 | 33.630 |
| 1990 | 28.444 | 53.304 |
| 1910 | 29.070 | 50.291 |
| 1911 | 31.354 | 38.793 |
| 1912 | 40.155 | 47.781 |

Die konsolidierte Schuld des Bundesdistriktes, die 1904 83.864:960\$ betrug, stieg auf 160.519:527\$. Dafür nahm aber die schwebende Schuld ab, so daß sie sich nur mehr auf 242:069\$197 beläuft. Von der Anleihe von 10 Millionen Pfund Sterling, die fast ausschließlich zur Einlösung alter Anleihen bestimmt ist, wurden 1910 2,5 Millionen ausgegeben. Die anderen Emissionen waren bislang noch nicht möglich. Die Botschaft kündigt dann an, daß es notwendig sei, zwei neue Anleihen aufzunehmen, eine von 20.000 Contos für die Arbeiten zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen, also namentlich für die Einrichtung einer ausreichenden Regenwasserkanalisation. Die andere Anleihe soll dem Bau einer Untergrundbahn dienen. Wo der Bundespräfekt unter den augenblicklichen Verhältnissen diese Gelder auftreiben will, ist uns unklar.

Die Umsatzsteuer für Grundstücke, die von der Bundesregierung der Präfektur abgetreten wurde, ergab im vergangenen Jahre 5.618:093\$369. Aus der Botschaft gewinnt man durchaus den Eindruck, daß der Präfekt die Einnahmen des Bundesdistriktes auf alle Weise zu erhöhen sucht und daß er nach Möglichkeit den beliebten Steuerhinterziehungen einen Riegel vorschiebt. Das ist sehr lobenswert, denn obwohl es eigentlich Pflicht jedes Präfekten ist, für den genauen Steuereingang zu sorgen, macht es nicht gerade beliebt, und die Inhaber unserer politischen Ämter sehen bekanntlich im allgemeinen mehr auf Beliebtheit als auf Pflichterfüllung. Der Präfekt vermeidet auf diese Weise auch möglichst die Notwendigkeit von Steuererhöhungen oder die Erschließung neuer Steuerquellen, eine Belastung, die erfahrungsgemäß gerade diejenigen treffen würde, die ohnehin schon zahlen.

Ausstellungsgast. Im Mai sollte in Rio de Janeiro wieder eine Landesausstellung stattfinden. Herr Eugen Dahme, der Delegierte des Landwirtschaftsministeriums in den Vereinigten Staaten, suchte dort Interesse für diese Ausstellung zu er-

wecken. In Kalifornien hatte er auch Erfolg, denn der Gouverneur jenes Staates, Herr Hiram Thomson, beauftragte den früheren Präsidenten der Handelskammer von Los Angeles, Herrn James Slauson, einen bekannten Kapitalisten, Landwirt und Industriellen, Kalifornien bei der Eröffnung der Ausstellung zu vertreten. Zugleich beauftragten die kalifornischen Handelskammern ihn, Beziehungen zu unseren kaufmännischen Interessenvertretungen anzuknüpfen. Die Landesausstellung ist freilich ins Wasser gefallen, wenigstens haben wir seit Monaten nichts mehr von dem Plane gehört, und im Mai dieses Jahres kann sie ganz gewiß nicht eröffnet werden. Das hinderte Herrn Slauson aber nicht, seine Reise zu unternehmen. Er traf dieser Tage in der Bundeshauptstadt ein, will bis Ende des Monats in Brasilien bleiben, vielleicht Minas Geraes, bestimmt aber São Paulo besuchen und dann über Montevideo, Buenos Aires und Valparaiso die Heimreise antreten. Ob er Geschäfte machen wird? Mit Kalifornien haben wir nicht viel auszutauschen ausser Erfahrungen.

Küstenschiffahrt. Der Generalinspektor des Schiffahrtswesens hat der Regierung seinen Bericht über die 17 Schiffahrts-Unternehmungen vorgelegt, die Verträge mit dem Bunde abgeschlossen haben. Dieselben besaßen 1912 206 Schiffe (1911 163) mit einem Tonnengehalt von 200.311 gegen 174.705 im Vorjahre. Der starken zahlenmäßigen Vermehrung hat die Zunahme des Tonnengehaltes also nicht entsprochen, sondern es sind offenbar vor allem kleinere Schiffe neu eingestellt worden. Auch die Zahl der Reisen ist nicht entsprechend gestiegen: 1912 wurden auf 1603 Reisen 2.730.174 Seemeilen zurückgelegt, gegen 2.586.367 Seemeilen auf 1551 Reisen im Jahre 1911. Es wurden 1912 befördert 90.688 Passagiere erster und 102.324 dritter Klasse (1911 79.127 erster und 123.713 dritter Klasse). Die Beförderung in der ersten Klasse betrug also 11.561 Passagiere mehr und in der dritten Klasse 14.389 Passagiere weniger. Spötter behaupten, daß sich diese Verschiebung dadurch erkläre, daß der Marschall Hermes im ersten Regierungsjahre mit Freipassagen sehr sparsam gewesen sei (entsprechend seinem Regierungsprogramm) und daß infolgedessen 1911 viele Leute Zwischendeck fuhren die 1912 wieder lustig auf Regimentsunkosten erster Klasse gondelten. Das ist natürlich übertrieben, aber ein wahrer Kern mag wohl darin stecken. Andererseits mögen auch die verschiedenen Militärtransporte für die diversen „Befreiungsaktionen“ mitgewirkt haben. An Gütern wurden 21.848.460 Volumen im Gewicht von 1.263.116 Tonnen und 8106 Tiere expediert, gegen 19.982.761 Volumen im Gewicht von 1.385.866 Tonnen und 12.726 Tiere im Jahre 1911. Also ein Rückgang von über 120.000 Tonnen und 4620 Tieren, der zu denken geben muß. Merkwürdigerweise sind die Einnahmen aus dem Frachtverkehr trotzdem gestiegen, denn sie betragen 1912 27.669:725\$ gegen 25.630:667\$ im Jahre 1911. Es ist gewiß ein Kunststück, 120.000 Tonnen weniger zu befördern und trotzdem 2000 Contos mehr zu verdienen! Die Einnahmen für den Passagiertransport hingegen sanken von 10.118:791\$ auf 10.022:479\$. Wenn man die starke Zunahme der Beförderung von Passagieren erster Klasse in Betracht zieht, so gibt die Mindereinnahme eigentlich den Spöttern recht. Der Viehtransport brachte 127:399\$ gegen 259:367\$ im Jahre 1911. Die Zahl der transportierten Stücke verringerte sich um ein Drittel, die Einnahmen aber sanken auf die Hälfte!

Das Kapital der 17 in Frage kommenden Reedereien beziffert sich auf 38.475:735\$509. Der Wert ihres schwimmenden Materials, ihrer Grundstücke,

Werkstätten, Docks usw. steht mit 83.012:341\$673 zu Buche. Das macht zusammen die anschauliche Summe von 121.488:077\$182 aus. Es fehlen jedoch verschiedene Zahlen von einzelnen Unternehmungen. Ueber den Wert und Unwert der Buchungen vermögen wir nicht zu urteilen. An Subventionen zahlte die Bundesregierung 4.961:935\$618. Das macht auf jede der 2.730.174 zurückgelegten Meilen 1\$028 aus. Der Generalinspektor bemerkt dazu, daß diese Subvention viel geringer sei als diejenige, die die Bundesregierung pro Kilometer der von ihr unterstützten oder unterhaltenen Bahnen ausbe. Der Verfasser dieser sehr weisen Bemerkung hat übersehen, daß erstens eine Seemeile 1,852 Kilometer beträgt, also fast das Doppelte, und daß zweitens die Bahnen sehr viel mehr Menschen, Güter und Vieh befördert haben, als die Küstendampfer.

Mord- und Selbstmordversuch auf einem Dampfer. Auf der Fahrt von Rio nach Santos auf dem Dampfer „Italia“ versuchte ein Zahnarzt aus Ribeirão Preto, der mit seiner Familie von Genua zurückkehrte, seine Frau mit einem Rasiermesser zu ermorden. Glücklicherweise wurden die Hilferufe der Frau noch rechtzeitig gehört und konnte sie noch gerettet werden. Als der Zahnarzt seine Absicht durch die Dazwischenkunft des Kapitäns vereitelt sah, stieß er sich selbst eine mit Morphium vergiftete Nadel in den Schenkel. Durch schnelle Anwendung von Gegenmitteln wurde aber von ihm jede Gefahr beseitigt und auch die von der Frau erlittenen Verletzungen sind in keiner Weise besorgniserregend. — Der Zahnarzt befand sich während der ganzen Reise in einer hochgradigen Nervosität und in diesem Zustand hatte er sich eingebildet, daß seine Frau ihn mit einem anderen Passagier betrüge, was, wie das Schiffspersonal und die Passagiere einstimmig versichern, absolut nicht der Fall war. — Der Zustand des Mannes ist derart, daß seine Internierung in eine Heilanstalt notwendig erscheint.

Ein Tollwütiger. Der in S. Christovam wohnhafte João Lopes wurde vor einigen Tagen von einem tollwütigen Hunde gebissen. Er begab sich zur Polizei und bat um eine Anweisung auf Behandlung im Institut Pasteur. Mit dem Bescheid, wiederzukommen, wurde er nach Hause geschickt. Aber bis vorgestern fanden die Beamten des 1. Polizeidistriktes keine Zeit, die Anweisung auszustellen, und gestern brach bei dem Unglücklichen die Tollwut aus. Nunmehr fühlte sich die Polizei endlich bewogen, den Schein auszusprechen und Lopes in einem Wagen des Unfalldienstes nach dem Institut Pasteur zu schicken. Auf der Fahrt am Manguekanal entlang hörte der Kutscher, den Insassen des Wagens stöhnen. Er sah nach und gewahrte, daß Lopes mit einem Taschenmesser einen Selbstmordversuch gemacht hatte, indem er sich zwei Stiche in die Brust beibrachte. Der Kutscher fuhr nun bei der Wache des 14. Distrikts vor und berichtete den Vorfall. Die Unfallstation wurde von neuem avisiert und entsandte einen Arzt, der dem Kranken einen Verband anlegte, worauf die Weiterbeförderung erfolgte. Unsere Polizei verdient wirklich prämiert zu werden!

Schönheiten des Präsidentialismus. Es ist beschlossene Sache, daß der von Alagoas gewählte Bundesdeputierte Dr. Clementino do Monte nicht in das hohe Haus hereingelassen werden wird. Er gehört nicht zur Clique und muß dem Manne Platz machen, der wohl nicht gewählt worden ist, der aber die Wettermacher auf seiner Seite hat. Es gäbe nur eine Möglichkeit, die Anerkennung Montes zu erwirken — die Partei, der er angehört, müßte zu den „Konservativen“ übertreten. Tut die Partei das

nicht, dann muß Monte, der fünfmal soviel Stimmen bekommen hat wie sein Gegner, Tiburcio de Carvalho, wieder mit langer Nase abziehen. Die Zahl der erhaltenen Stimmen bedeutet radikal gar nichts. Man „dreht das Ding“ nach anderen Prinzipien und zieht den Willen des sogenannten souveränen Volkes absolut nicht in Betracht. Vor einigen Tagen hat ein Neugieriger in der Kammer verschiedene Deputierte danach gefragt, ob sie für Monte oder Carvalho stimmen würden, und diese Volksvertreter haben alle geantwortet, daß die Sache bereits entschieden sei. Clementino do Monte sei wohl ein ganz hervorragender Mann, er gehöre aber nicht zur Partei und deshalb habe die Kammer von Pinheiro Machado die strikteste Order erhalten, gegen seine Ernennung zu stimmen. — Das hört sich wunderbar an. Der Mann ist gewählt. Diese Tatsache wird von keinem Menschen bezweifelt und doch kommt er nicht ins Parlament, weil er nicht zur Clique gehört. Braucht man noch einen weiteren Beweis, daß Dr. Candido Rodrigues die Wahrheit sagte, als er die Behauptung aussprach, daß unter dem Präsidentialismus die Gewalt in einer Hand vereinigt sei? Der Präsident und seine Freunde regieren wie die Kalifen hinter den Bergen in der Türkei: sie vergeben nicht nur die Beamtenposten, die durch die Ernennung vergeben werden können, sondern sie besetzen auch solche Posten mit ihren Schützlingen, die durch die Wahl besetzt werden sollen. Trotzalledem nennt man das noch Republik und der Chef dieser Machthaber hatte noch vor kurzem das Bedürfnis, seiner Verwundung darüber Ausdruck zu verleihen, daß die intelligenten Völker Europas noch Monarchien dulden. — Ist in einer europäischen Monarchie wohl eine solche Beugung des Rechtes, eine solche Mißachtung des Volkswillens möglich, wie die Ausschließung Montes aus der Bundeskammer?

Ein- und Ausfälle.

Es gibt Menschen, die alles wissen und nichts verstehen, alles kennen und nichts können.

* * *

Es ist nicht Tugend, niemals zu irren; aber das ist Tugend, sobald als möglich vom Irrtum zu lassen.

* * *

Mode ist die Kunst, sich vorschriftsmäßig zu verstellen.

* * *

Geist und Geld sind unverträgliche Brüder, jeder will der Erstgeborene sein.

* * *

Der Unglückliche macht sich Feiertage aus den Erinnerungen seiner Jugend.

* * *

Es ist keiner unter uns, der nicht viel vom Leben erwartet hat; es gibt nicht einen, den das Leben befriedigt hat.

* * *

Das Rauchen ist wie das Küssen: keiner weiß zu erklären, worin sein Angenehmes liegt.

Curityba

Unseren geschätzten Abonnenten zur gefl. Kenntnis, dass Herr

Rodolpho Speltz

in Curityba unsere Vertretung übernommen hat und können Zahlungen etc. für uns an denselben geleistet werden.

Der Verlag der «Deutschen Zeitung».



Die deutsche Gefahr.

Zu diesem oft erörterten Thema sendet uns Herr Bruno Krelft aus Ribeirão Preto nachstehende Ausführungen, die gewiß nicht der Berechtigung entbehren:

Die mehrfach in Ihrem gesch. Blatte erschienenen Artikel über die „deutsche Gefahr“ habe ich mit Interesse gelesen. Ich bitte, mir hierzu einige Worte zu gestatten. Es ist merkwürdig, daß immer nur von einer „deutschen“ Gefahr gesprochen wird. Jeder fühlt sie, ahnt sie, sieht sie, wie die Seeschlange, die auch so häufig gesehen wird, und doch ist es, überlegt man die Sache nur einigermaßen, völlig ausgeschlossen, daß von dieser Seite aus Brasilien eine Gefahr droht. Die im Lande weilenden Deutschen (ohne Oesterreicher, Schweizer, Norweger, Schweden, Deutschrussen usw., die hier häufig zu den Deutschen gerechnet werden), im Verhältnis zu anderen Nationen nur wenig zahlreich, dürften kaum Lust verspüren, irgend etwas anzuzetteln, was Brasilien eine Gefahr bringen könnte. In Betracht kommt doch wohl nur der „Durchschnittsdeutsche“, und dieser ist von Natur zu ruhig und friedlich und hat auch zu viel mit sich selbst zu tun. Zu anderen Schlüssen aber kommt man, wenn man sich eine andere Nation etwas genauer ansieht, die sehr zahlreich im Lande weilt und deren Auswanderung nach hier in voller Blüte steht. Bei kaum glaubhafter Bedürfnislosigkeit ist dieses Volk, welches sich wie gewisse Parasiten am lebenden Körper überall eindrängt und festsetzt, von einer ganz bedeutenden Leistungsfähigkeit und Ausdauer, arbeitet um den kärgsten Lohn und läßt sich jede Behandlung bieten. Warum? Diese Frage regt zum Nachdenken an. Dazu sind diese Menschen leicht zu begeistern, sehr leicht reizbar, und können schnell gefährlich werden. Sollte diesem Volke der richtige Führer erstehen, dann liebes Brasilien, würde dir eine Gefahr, eine wirkliche Gefahr drohen. Aber es ist gewöhnlich so, wo eine Gefahr wirklich vorhanden ist, macht man die Augen zu, die will man nicht sehen, konstruiert sich vielmehr eine scheinbare, damit man etwas zu sorgen hat für den kommenden Morgen.

„Wache auf, Brasilien,“ möchte man dir zurufen, führe die allgemeine Wehrpflicht ein, ein gutes, ja teilweise vorzügliches Material hast du dazu in den Söhnen deines Landes für alle Truppengattungen, richte es so ein, daß jeder junge Mann es sich zur großen Ehre anrechnen kann, dir gedient zu haben, und du wirst in einigen Jahren keinen äußeren noch inneren Feind zu fürchten haben. Auch wirst du dir damit eine Menge von tüchtigen und brauchbaren Menschen heranziehen. Die Erfahrungen anderer Staaten, die diese mit schweren Opfern erkaufen mußten, kannst du dir in billiger Weise zunutze machen. Du brauchst keine kostspieligen Versuche zu machen, kannst gleich auf etwas Ganzes, Fertiges losarbeiten, und wirst in einigen Jahren als Großmacht dastehen, mit der man in jedem Falle rechnen muß, ohne daß du dir eine solche Stellung, wie z. B. Japan, erst durch kostspielige Kriege und viele Menschenopfer zu erringen hast.

Auch in anderer Beziehung möchte man dir zurufen „Wache auf, schon zu lange hast du geschlummert“. Reguliere den Lauf deiner herrlichen Ströme, ziehe Deiche und Dämme, damit die Ströme auf ihr Bett angewiesen bleiben und die Uberschwemmungen aufhören, die immer und immer wieder Seuchen- und Fieberherde bilden. Baue mehr Bahnen, oder gewähre darum Nachsuchenden Konzession, damit das Land erschlossen wird, lege Stümp-

fe trocken, damit du gesundes Land gewinnst, wo es Menschen aushalten und das sie in nutzbringender Arbeit verwerten können. Erschließe dein Land, damit der ansässige Kolonist nicht seine Scholle verlassen muß, sondern seine Produkte gut verwerten kann, so daß er Freude an seiner schweren Arbeit hat. Ziehe tüchtige Kräfte aus Industrie, Technik, Ackerbau, Handel und Gewerbe heran, und du wirst ungeahnte Vorteile haben. Fülle nicht deine Strafanstalten mit Sträflingen und füttere sie auf Staatskosten, beschäftige sie in den Anstalten nicht mit Herstellung von Waren, durch deren Verkauf du dann dem Gewerbe eine unangenehme Konkurrenz schaffst, sondern schicke sie hinaus in die freie Natur und lasse sie da dem Staate nutzbringende Arbeit verrichten. Das ist auch humaner als die Leute in Mauern schmachten zu lassen, und nicht völlig verrohte Gemüter werden da eher auf den richtigen Weg zurückfinden.

In São Paulo hat Dr. Washington Luis mit seinem Gesetzentwurf zur Reform des Strafvollzuges den Anstoß bereits gegeben. Möge man im ganzen Lande folgen. Dann kann viele nutzbringende Arbeit mit geringen Opfern geleistet, kann das Land schnell dichter besiedelt werden. Und ein volkreiches Brasilien mit einem wirklichen Volksheer braucht keine Gefahr zu fürchten.

Aus aller Welt.

Die Dampferlinien des Norddeutschen Lloyd im Jahre 1912. Die Gewinn- und Verlustrechnung des Norddeutschen Lloyd für das Geschäftsjahr 1912 weist für die verschiedenen Linien der Gesellschaft, die sich über alle Meere erstrecken, einen Betriebsgewinn von rund 51 $\frac{3}{4}$ Millionen Mark aus. Der Gewinn der Linien nach Nord-, Mittel- und Südamerika, Aegypten, der Levante, der Frachtdampferlinie nach Australien, der Ostindischen Küstenlinien, der Nordseebäder-Linien, des Flußdampfer- und Leichterbetriebes etc., der Vergnügungsfahrten sowie der Assekuranz-Abteilung bezifferte sich auf insgesamt 36.991.191,75 Mk. (gegen 28.472.556,95 Mark im Vorjahre), während die Reichspostdampferlinien nach Ostasien, Australien, Japan-Australien und Singapore-Neu Guinea einen Betriebsgewinn von 7.036.211,95 Mark (gegen . . . 6.905.561,40 Mark im Vorjahre) zu verzeichnen hatten. Ferner wurden erzielt aus den Nebenbetrieben aus Zinsen, Beteiligungen an anderen Gesellschaften etc. 4.462.847,50 Mark (gegen 2.250.902,40 Mark im Vorjahre), und Prämienüberschüsse der Selbstversicherung 3.350.181,55 Mark (gegen . . . 3.907.983,70 Mark im Vorjahre). Wie im Jahre 1911 war auch im letzten Geschäftsjahre das Frachtgeschäft ausschlaggebend für den erfreulichen Abschluß des Norddeutschen Lloyd, womit indessen nicht gesagt sein soll, daß das Passagiergeschäft unbefriedigend gewesen wäre. Beide, Fracht- und Passagiergeschäft, haben eine nicht unbedeutende Steigerung zu verzeichnen. So beförderte der Norddeutsche Lloyd auf seinen transatlantischen Linien 558.671 Passagiere gegen 514.272 im Jahre 1911 und 3.710.379 Frachttons gegen 3.586.178 im Vorjahre. Danach hat also der Passagierverkehr eine Steigerung um 44.399 Personen, der Frachtverkehr eine Zunahme um 124.561 Frachttons erfahren. Die von den Lloyd dampfern im letzten Jahre durchlaufenen Entfernungen betragen bei 955 Rundreisen etwa 5.827.600 Seemeilen = etwa 270mal den Umfang der Erde.

Der Schwarze Adlerorden für den Prin-

zen Ernst von Cumberland. Wie jetzt offiziell mitgeteilt wird, ist dem Verlobten der Tochter des Kaiserpaares, dem Prinzen Ernst August von Cumberland, der Orden vom Schwarzen Adler verliehen worden.

Leichentransport in einem Koffer. Dem Berliner „Lokalanzeiger“ wird aus Emden über einen seltsamen Leichentransport berichtet: Auf dem Güterbahnhof von Emden kam ein Koffer aus Straßburg im Gewichte von 82 Kilogramm an, der von dem Obertelegraphen-Assistenten a. D. Popinga abgeholt wurde. Der Empfänger ersuchte einen Arzt unter Vorzeigung eines Totenscheins aus Nizza, eine amtliche Bescheinigung über den Tod der im Koffer liegenden Frau auszustellen. Der Arzt weigerte sich jedoch, und so kam die Sache zur Kenntnis der Behörde. Die Leiche war die Mutter des Popinga, die in Nizza geweiht hatte und dort unlängst spurlos verschwunden war. Wie sich herausstellte, hatte Popinga, um die hohen Transportkosten der Leiche zu ersparen, diese in einen Koffer gepackt und von Nizza nach Straßburg und dann nach Emden bringen lassen. Er wollte, wie er erklärte, nur einen Wunsch seiner Mutter erfüllen, die in der heimathlichen Erde bestattet werden wollte. Popinga wurde in Haft genommen, soll aber gegen Kautions freien Fuß gesetzt werden.

Rieseneinbruch in New York. Gigantisch, ungeheuerlich, wie vieles, was jenseits des Ozeans passiert, ist auch der Einbruch, der am 17. März in New York begangen wurde. Eine Bande von Einbrechern sprengte die Safes eines Finanzinstituts, in dem die Hinterlassenschaft Harrymans deponiert war, und raubte außer der Kleinigkeit von einer Viertelmillion Juwelen die märchenhafte Summe von 70 Millionen Dollars in Aktien, gleich 350 Millionen Kronen. Die Langfinger des alten Europa müssen vor Neid erblassen über den Riesencoup, der ihren amerikanischen Kollegen gelungen ist und der sicherlich den größten Einbruch darstellt, der jemals verübt wurde. Monolescu, der König der Diebe und Hochstapler, verliert den Anspruch auf seinen stolzen Titel, Madame Humbert in Paris ist eine armselige Stümperin in ihrem Fache, denn sie hat es nur auf eine Schadenssumme von hundert Millionen Francs gebracht, von dem Quartett Papacosta, Affendakis, Stalic und Ristic, oder von jenen noch immer unbekanntem Komplizen, die Granichstädten mit ihrem Besuch beehrten, gar nicht zu reden — was sind die paar Hunderttausende, die sie erbeuteten, im Vergleich zu der Summe, welche die New Yorker Einbrecher heintrugen!

Der Philosoph von Skagen. Aus Kopenhagen wird berichtet: Der bekannte Einsiedler von Skagen, Bonatzi, ist nach längerem Aufenthalte im Krankenhaus gestorben. Er soll aus Polen stammen und Schuhmacher gewesen sein, doch weiß man darüber nichts Bestimmtes, da Bonatzi nichts verriet und man ihn niemals arbeiten gesehen hat. Auf Skagen wohnte er in einer elenden Sand- und Lehmhütte, wo er gegen kleine Almosen „empfang“ und vergnügliche Brocken seiner seltsamen Lebensweisheit austeilte. Wenn man aber erzählt, er sei in eleganter Verkleidung bei den Zügen erschienen, um durch Karten die Touristen nach seiner Hütte zu ziehen, so ist das kaum richtig, denn seine Verachtung dieser Welt war echt genug. Sein einziger Umgang in der Hütte waren einige Hühner. Sein Stolz war ein eigenhändig geschriebenes Gedicht, ihm gewidmet, von Holger Drachmann, der ihn oft besucht hat. Und Michel Ancher hat ihn in seinem Gemälde „Ein Philosoph“ verewigt. Skagen ist mit Bonatzi um einen bekannten Namen ärmer geworden.

Ein Dauerschläfer. Aus Großwardein wird

folgende merkwürdige Geschichte gemeldet: In der Umgebung der Stadt Großwardein stießen berittene Gendarmen auf einen, auf einem Heusehober schlafenden Mann, den sie vergebens zu wecken suchten. Sie brachten den Mann zur Polizei, wo ihm ein Arzt mittelst eines Gummisehlauches Nahrung zuführte. Da der Mann den Eindruck eines Irren machte, wurde er in die Irrenanstalt gebracht. Die Polizei holte Informationen ein, nach denen festgestellt wurde, daß der Mann seit Oktober 1911 geschlafen habe. Er ist bis auf die Knochen abgemagert. Mehrere Buda- pester und Klausenburger Universitätsprofessoren untersuchten ihn und konstatierten, daß er gegen Nadelstiche unempfindlich sei. Seine Gliedmaßen seien steif und bleiben in jeder Lage, in die man sie bringt. Der Mann bat um ein Glas Wasser und verfiel, noch ehe er es getrunken hatte, wieder in tiefen Schlaf. Die Aerzte glauben, daß der Mann noch viele Jahre so leben könne.

Neue Stationen für drahtlose Telegraphie. Nach einer Meldung des „Berliner Tageblatts“ hat die deutsche Regierung beschlossen, mit möglicher Beschleunigung an die Errichtung von 10 neuen großen Stationen für drahtlose Telegraphie zu gehen. Von diesen sollen 6 an der Küste der Nordsee und 4 am Baltischen Meere errichtet werden. Die neuen Stationen sollen alle die Reichweite der bekannten Station zu Nauen besitzen.

Im Wahnsinn die Kinder getötet. Aus Jägerndorf (Schlesien) wird gemeldet: In Braunsdorf erhängte die Arbeitersfrau Anna Schilder, Mutter von acht Kindern, in einem Anfall von Wahnsinn ihre beiden jüngsten Kinder im Alter von drei Monaten, beziehungsweise 2 Jahren; ein drittes, älteres Mädchen konnte sich noch durch Flucht retten. Die unglückliche Mutter war schon seit längerer Zeit geistesumnachtet und hatte bereits zweimal Selbstmord versucht, konnte jedoch jedesmal gerettet werden. Sie wurde in die Landesirrenanstalt nach Troppau gebracht.

Der zweite österreichisch-ungarische Dreadnought. S. M. S. „Tegetthoff“ wird — wie die „M. R.“ meldet, demnächst die Uebernahmsprobefahrten beginnen, nach Beendigung derselben in Ausrüstung treten und bei der Flotte eingeteilt werden.

Das Abenteuer eines französischen Abgeordneten. Aus Paris meldet man: Mit grossem Behagen erzählen Morgenblätter das Abenteuer eines Deputierten, der auf dem Konkordiaplatz von seiner früheren Geliebten überfallen und übel zugerichtet wurde. Um drei Uhr ging der Advokat Albert Dallot, der Abgeordnete für Auxerre, in die Deputiertenkammer. Als er auf die Konkordiabrücke kam, wurde er von einer eleganten jungen Dame angehalten und nach einem kurzen Wortwechsel begann die Dame unter heftigen Beschimpfungen aller Art mit ihrem Regenschirm auf den Abgeordneten loszuschlagen. Als der Zylinder zu Boden fiel und die Angreiferin sich danach bückte, um ihn vollständig zu zerstören, gelang es dem Abgeordneten, in eine vorüberfahrende Droschke zu springen und zu entfliehen. Die Szene hatte eine riesige Menschenansammlung zur Folge. Einem Schutzmann erzählte die Dame, sie sei noch bis vor kurzem Inhaberin eines Modesalons in Auxerre und zwei Jahre lang die Geliebte des Abgeordneten gewesen. Der Abgeordnete habe sie schließlich sitzen lassen und sie fürchte, mit ihrem Kinde zu verhungern.

Erleichterte Zollabfertigung. Die Hamburg-Amerika-Linie hat eine Erleichterung bei der Abfertigung des Reisegepäcks der Passagiere beim Eintreffen in Deutschland in Aussicht genommen. In Gemeinschaft mit dem Generaldirektor für Hamburg soll die ständige Einrichtung getroffen wer-

den, daß das Reisegepäck schon unterwegs verzollt werden kann. Bisher schon war für die Kajütspassagiere von New York und den zwischenliegenden englischen und französischen Häfen, die sämtlich in Cuxhaven an Land gesetzt und von dort bis Hamburg mit Extrazügen befördert wurden, folgende praktische zollamtliche Einrichtung getroffen: In New York oder sonstwo unterwegs wurden sämtliche Gepäckstücke mit großen Anfangsbuchstaben des Namens ihrer Eigentümer an in die Augen fallender Stelle mit einem Zettel beklebt. In Cuxhaven, wo das Gepäck behufs der Zollabfertigung ausgeladen und in die Zollabfertigungsstelle des Hafenbahnhofs gebracht wird, muß das Gepäck auf die Barriere gestellt werden. Ueber diesen Barrieren sind in entsprechender Höhe in alphabetischer Reihenfolge von A bis Z die Buchstaben in den erforderlichen Zwischenräumen der ausgedehnten Halle angebracht, die für die Gepäckstücke die Plätze angeben, wo die Abladung erfolgen soll. Nachdem alles Reisegepäck der Kajütspassagiere aus dem Schiffe auf Eisenbahnschienen herausgebracht ist, erfolgt die Zollabfertigung, und jeder einzelne Passagier ist imstande, nach dem Anfangsbuchstaben seines Namens seine Koffer usw. sofort zu finden. Durch diese bisher schon bestandene Einrichtung war jeder Reisende in der Lage, ohne viele Umstände die Zollabfertigung seiner Gepäckstücke vornehmen zu lassen, die in verhältnismäßig kurzer Zeit beendet war. Von Februar oder März 1913 ab soll nun die Zollabfertigung zur Ersparung oder Gewinnung von Zeit für die Kajütspassagiere der Hamburg-Amerikadampfer schon regelmäßig unterwegs vorgenommen werden. Der Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie hat mit dem hamburgischen Generalzolldirektor die Maßnahmen vereinbart, unter denen die Zollabfertigung unterwegs zwischen Cherbourg bis Cuxhaven ausgeführt wird. Je ein Delegierter der Hamburg-Amerika-Linie und der Generalzolldirektion in Hamburg haben mit einem hamburgischen Oberzollkontrollleur und vier Zollsekretären eine Probeabfertigung der Gepäckstücke unterwegs vorgenommen. Die beiden Delegierten und die Zollbeamten sind per Eisenbahn über Köln und Paris nach Cherbourg abgereist und haben dort den Dampfer von New York erwartet, haben sich nach seiner Ankunft an Bord begeben, und es ist unterwegs die Zollabfertigung unter Leitung des Oberzollkontrollleurs vorgenommen worden. Die Probe ist ohne besondere Belästigung der Reisenden glatt ausgeführt und die Zollgefälle sind unterwegs erhoben worden, so daß die ganze Abfertigung bei der Landung in Cuxhaven unterbleiben konnte. Wenn der größte Dampfer der Welt, der „Imperator“, seine erste Fahrt von Hamburg nach New York und von dort zurück beginnen wird, sollen die Zollabfertigungen ganz allgemein zwischen Cherbourg und Cuxhaven unterwegs vorgenommen werden, auch der Passagiere, die im Zwischendeck usw. befördert werden.

Anläßlich der 100. Wiederkehr des Todestages Theodor Körners, der am 26. August 1813 in einem Gefecht bei Gadebusch fiel, soll ein Denkmal des Dichters in Breslau auf dem Scheitniger Gelände errichtet werden. Das Modell befindet sich noch im Atelier des Bildhauers A. Kraumann in Frankfurt a. M., der auch das Breslauer Eiehendorffdenkmal geschaffen hat. Es zeigt den Dichter im Waffenkleide, betend. An dem Soekel werden auf der Vorderseite der Name des Dichters und seitlich „Leyer und Schwert“ in einem Eichenkranz angebracht; in einen Steinblock wird die erste Strophe des „Gebetes während der Schlacht“ eingemeißelt sein.

Ein tragisches Schicksal hat eine ange-

sehene Belgrader Familie in tiefste Trauer versetzt. Der ehemalige serbische Gesandte in Wien und spätere Gesandte in Rom, Dr. Michael Vuic, ist nach längerer Krankheit in Fiume gestorben, zwei Tage nachdem seine Gemahlin aus Gram über die unheilbare Krankheit ihres Gatten Selbstmord begangen hat. Dr. Vuic erfreute sich ebenso wie seine Gemahlin in der Wiener Gesellschaft der lebhaftesten Sympathien. Die Leichen des Ehepaares wurden zur Beisetzung nach Belgrad überführt.

Die längste Eisenbahnbrücke Afrikas. Die längste Eisenbahnbrücke Afrikas ist die der Kameruner Mittellandbahn über den Sanaga. Das Einschwimmen der zweiten Stahlbogenhälfte der 160 Meter langen Brücke ist im November des Vorjahres glatt vor sich gegangen. Die Aufstellung des Ueberbaues ohne feste Gerüste stellte bei der ungewöhnlichen Wassertiefe des Sanaga in dem tropischen Lande ganz besonders hohe Anforderungen an die Umsicht der Bauleitung und an die Leistungsfähigkeit der Brückenbauanstalt, der Gutehoffnungshütte in Oberhausen.

Ausstände und Aussperrungen im Jahre 1912. Ueber Ausstände und Aussperrungen in Deutschland im Jahre 1912 bringt das Februarheft des „Reichs-Arbeitsblatts“ eine vorläufige Uebersicht. Danach wurden im Jahre 1912 — die eingeklammerten Zahlen sind des Jahres 1911 — 2500 (2566) Ausstände beendet, von denen 7238 (10,640) Betriebe getroffen wurden. Die Höchstzahl der Ausständischen betrug 405,746 (217,809). Die Ausständsbewegung hatte also zwar äußerlich nicht zugenommen, aber einen erheblich größeren Personenkreis erfaßt als 1911; sie war dabei im ganzen weniger erfolgreich. Denn es hatten vollen Erfolg 388 (497), teilweise 1028 (1186), keinen Erfolg 1084 (883) Ausstände. — Die Aussperrungen haben nach der Zahl der Kämpfe mit 324 (232) und der Betriebe mit 2558 (1933) zugenommen, nach der Höchstzahl der Ausgesperrten mit 74,780 (138,357) abgenommen. 96 (73) hatten vollen, 213 (146) teilweisen, 15 (13) keinen Erfolg.

Eine Statistik der zoologischen Gärten ist durch Captain Flower vom Zoologischen Garten von Giseh, der zwischen Kairo und den Pyramiden liegt, veröffentlicht worden. Es gibt 168 zoologische Gärten, darunter 15 in Afrika und 57 auf der nördlichen Hälfte Amerikas. Asien hat nur 3, allerdings bedeutende in Kalkutta, Tokio und Kioto. Australien besitzt deren 7. In Europa marschirt Deutschland an der Spitze mit 20 an Qualität und Quantität hervorragenden Tiersammlungen, unter welchen einige ganz besonders gedeihen; da gegen steht Frankreich mit seinen 5 zoologischen Gärten ganz im Hintergrund. Von den 8 englischen zoologischen Gärten kommt nur der Londoner und der des Herzogs von Bedford in Woburg in Betracht. Von sonstigen europäischen zoologischen Gärten sind Dublin, Schönbrunn (Wien), Antwerpen, Kopenhagen, Amsterdam, Rotterdam, Rom und Basel zu nennen. Der Londoner zoologische Garten galt bisher als der größte, Tierreichste und meist besuchte Garten Euroaps, ist aber, wie wir kürzlich berichteten, vom Berliner Garten überflügelt worden.

Der Braut das Genick gebrochen. Ein erschütternder Vorfall ereignete sich, wie aus Genua gemeldet wird, am dortigen Hafen. Eine junge Dame, ansehnend der besten Gesellschaftsklasse angehörend, erwartete den Dampfer, der aus Asien hier anlegen sollte. Die junge Dame war die Tochter eines französischen Offiziers, deren Verlobter aus China heimkehren sollte, damit endlich Hochzeit gefeiert werden könnte. Lange, ehe der Dampfer in Sicht war, stand die junge Dame bereits am Landungsplatz,

als wollte sie um jeden Preis die erste sein, die den Dampfer ankommen sah. Endlich wurden die Stunden ihres Harrens belohnt, sie erkannte die Gestalt ihres Verlobten, sie sah, wie er ihr winkte, um in wenigen Minuten das Schiff zu verlassen. Endlich, endlich eilte er hinaus zur Landungsstelle. Auch auf seinem Gesicht lag der Jubel, die Freude, seine Braut endlich in die Arme zu schließen. Mit ausgebreiteten Armen stürzt er auf sie zu, sie warf sich an seine Brust, ein langer Kuß hielt sie beide umschlungen. Plötzlich fühlt der Mann den Körper des Mädchens in seinen Armen schwerer werden, die Augen waren geschlossen, er hielt ein lebloses Wesen an seine Brust gedrückt. Zuerst glaubte er, eine Ohnmacht habe sie befallen, die Widerschensfreude sei zu stark gewesen und habe ihre Sinne verwirrt. Die Umstehenden kamen ihm zu Hilfe, ein Arzt wurde herbeigerufen, um Wiederbelebungsversuche anzustellen. Er konnte aber nicht mehr helfen, es ergab sich, daß der Bräutigam durch eine allzustürmische Umarmung bei der er den Kopf seiner Braut zu weit hinübergeneigt hatte, ihr das Genick gebrochen hatte. Die Verzweiflung des unglücklichen Mannes war entsetzlich mit anzusehen, er wollte sich ins Wasser stürzen; die Menschen, die Zeuge dieses Vorganges gewesen, konnten ihm nur mit Mühe davon abhalten, einen Selbstmord zu begehen. Die Leiche des unglücklichen jungen Mädchens wurde in das Schauhaus gebracht, wie ein Irrsinniger schritt der Bräutigam neben dem Zuge her. Dann mußte er dem Polizeibeamten zur Wache folgen. Willig ließ er sich abführen, schluchzend sagte er: „Mögen die Richter gnädig sein und mich zum Tode verurteilen, ich will nicht mehr leben.“ Einige Frauen, die die Szene mit ansahen, brachen in hysterische Weinkrämpfe aus. Andere fielen in Ohnmacht und mußten zur Rettungswache gebracht werden.

Der verfallene Kaiserpalast in Peking. Wie die Agence d'extreme Orient aus Peking berichtet, bietet der von der Kaiserinwitwe und dem kleinen Kaiser bewohnte Palast einen traurigen Anblick. Die Höfe und Gärten der verbotenen Stadt sind verlassen und eine ganze Stadt wird nun von der Kaiserinwitwe und dem kleinen Kaiser sowie einigen Eunuchen bewohnt. Alle Prinzessinnen und Beamten des kaiserlichen Harems sowie die Mitglieder des kleinen Clans haben den Palast verlassen. Die unbeaufsichtigten Eunuchen haben ihn gänzlich geplündert. Die Kaiserinwitwe hat dem Präsidenten angeboten, die verlassene Stadt und den Palast ihm zu überlassen und will selbst in der Mongolei residieren.

Alle Blätter in New York und Washington kommentieren die politischen Pläne Wilsons. Seine Ankündigung sei von weittragender Bedeutung; denn aus ihnen gehe hervor, daß die Union künftighin nicht mehr der Organisationsherd von Revolutionen und der Markt für Kriegsmaterial für Friedensstörer sein werde. Ebenso bedeutsam sei der Verzicht der Einnischung von Diplomaten Nordamerikas in intime Angelegenheiten der anderen Republiken. Der „Sun“ beglückwünscht Wilson zu seinen Entschlüssen. Der bekannte Internationalist Coudert begrüßte sie mit Beifall und erklärte, unter anderem auch auf Mexiko bezugnehmend, daß sie durch Anerkennung der jetzigen Regierung am ehesten den Frieden erreichen.

Skiläufer. Nach einer Statistik soll es in Norwegen etwa 70.000, in Schweden 60.000, in Deutschland 35.000 Skiläufer geben. Der Reihe nach kommen dann Oesterreich mit 15.000, Finnland mit 10.000, Schweiz mit 8000, Frankreich und Rußland mit je 6000, Italien mit 2000 und England, woselbst

sich sehr wenig Gelegenheit zur Ausübung des gesunden Sports bietet, mit 1500.

Die von Naturfreunden viel besuchte Tropfsteinhöhle bei Bad Thal, unweit Eisenach, deren Eingang heute etwa 8 Minuten vom Bahnhof Thal entfernt liegt, wird in Kürze einen eigenen Bahnhof erhalten. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Höhle eine viel größere Ausdehnung hat als man ahnte. Aus diesem Grunde wurden Aufräumungsarbeiten unternommen, die sehr befriedigende Resultate ergaben und den Bau eines zweiten Ausgangs nahelegten. In aller Kürze wird man also vom Bahnhof zu Thal aus direkt die Höhle in ihrer ganzen Ausdehnung durchwandern können.

Eine Stiftung für verunglückte deutsche Militäraviatiker. Im deutschen Reiche widmete ein Unbekannter 100.000 Mark für eine Luftfahrerstiftung, deren Zinsen für die Hinterbliebenen nach verunglückten Militärfliegern verwendet werden sollen. Die Stiftung führt den Namen „Kaiser Wilhelm-Luftfahrerstiftung.“

Was Berlin an Steuern aufbringt. Die gesamten Steuern hat der Magistrat Berlin in den Etat für 1913 mit 99.087.330 Mark eingestellt, das sind 7.706.324 Mark mehr als für 1912. Nach Abzug der Kosten mit 3.467.732 Mark würden 95.619.598 Mark verbleiben. Der Magistrat hat danach mit einer günstigen Weiterentwicklung der Steuern in Berlin gerechnet. So rechnet er mit einem Aufkommen von 42 Millionen Mark bei der Gemeindecinkommensteuer und von 28,9 Millionen Mark bei der Grundwertsteuer. Die Gewerbesteuer soll über 14,7 Millionen Mark bringen, die Umsatzsteuer 1 1/8 Mill. Mark die Reichszuwachssteuer nur 770.000 Mark, die Hundesteuer 1,1 Millionen Mark, die Betriebssteuer 274.000 Mark, die Wanderlagersteuer 2000 Mark und die Biersteuer 1 1/2 Millionen Mark, während die Kinosteuer mit rund 1 1/4 Millionen Mark veranschlagt worden ist. Ob allerdings die Biersteuer 1 1/2 Millionen Mark und die Kinosteuer fast ebensoviel im ersten Jahre einbringen wird, ist noch sehr fraglich. Die Bierbrauer haben den Ertrag der Biersteuer auf 600.000 bis 700.000 Mark geschätzt, und die Kinosteuer soll auch nur 1 Million Mark ergeben, vorausgesetzt, daß beide Steuern von der Stadtverordnetenversammlung angenommen werden, was heute noch fraglich erscheint.

Die Mönchsrepublik auf dem Berge Athos. Wie die „Neue Freie Presse“ erfährt, beansprucht Oesterreich-Ungarn, in der internationalen Kommission zur Verwaltung der Mönchsrepublik auf dem Berge Athos vertreten zu sein und beruft sich hierbei darauf, daß es in Oesterreich-Ungarn einen serbisch-orthodoxen Patriarchen in Carlowitz mit 10 Bischöfen und einen rumänisch-orthodoxen Erzbischof mit zwei Bischöfen in Hermannstadt habe. Rußland hat bekanntlich vorgeschlagen, daß der Berg Athos nicht griechisch werden, sondern einer internationalen Kommission unterstellt werden solle, in welcher alle griechisch-orthodoxen Staaten vertreten seien. Daraufhin erhebe Oesterreich-Ungarn den Anspruch auf Vertretung.

Stiftung. Kommerzienrat F. Wolf, der Seniorchef der Karlsruher Parfümerie- und Toilettenseifenfabrik F. Wolf u. Sohn, der anläßlich seines 80. Geburtstages zum Geheimen Kommerzienrat ernannt wurde, hat zwei schon früher gegründeten Arbeiterwohlfahrtsfonds seines Unternehmens 80.000 Mk. überwiesen und 20.000 Mark zur Verteilung an das gesamte Personal zur Verfügung gestellt.

Die Eröffnung der Universität Frankfurt erfolgt nach den neuesten Dispositionen im Herbst des Jahres 1914.

Eine Einbrecherbande für Kunstwerke treibt seit einiger Zeit in den vornehmen Pariser Vierteln mit mehr oder minder Erfolg ihr Wesen. Man muß unwillkürlich bei den Taten dieser Einbrecher an die berühmte Kirchenräuberbande Thomas denken, da auch hier alles dafür spricht, daß die Klettergymnastiker und Dietrichhelden von Kunst- oder Antiquitätenhändlern vorgehen. Denn sonst könnte man sich nicht erklären, daß mit solcher Sicherheit gerade in die Wohnungen eingebrochen wird, die hochtaxierte Kunstwerke enthalten, und daß diese Kostbarkeiten, deren Wert doch dem einfachen Laien nicht immer sofort in die Augen sticht, mit so großer Sicherheit ausgewählt und mitgeschleppt werden. Die Herren vom Brecheisen operieren sehr einfach. In den schon in den Abendstunden menschenleeren Prachtstraßen der Champs Elysées und der Place de l'Etoile dringen sie, wie nachgewiesen ist, häufig durch Emporklettern an Laterne in Gemächer des Hochparterres ein, deren Inhaber gerade abwesend sind, was die Spitzbuben vorher auskundschaftet haben müssen. Dann wird in der oben geschilderten Weise „kollektioniert“. Seit kurzer Zeit sind auf diese Weise die Wohnungen des Grafen Reille in der Rue de Bassano, des Marquis Henri de Gravelle in der Rue François I. und des Herrn Gounouilhou ausgeplündert worden, während eine vierte Haussuchung dieser Art bei dem Baron Oberkampf für die Einbrecher keinen Erfolg hatte, weil sie wahrscheinlich mitten in der Arbeit gestört worden sind. Ferner sind bei Madame de Soubeyran und in zahlreichen anderen mit Kunstwerken und Antiquitäten gefüllten Wohnungen der Rue de Lisbonne, des Boulevard Malesherbes usw. unerwartete Besuche nächtlicher Weile abgestattet worden, bei denen sehr kunstsinig ausgewählte Erinnerungen mitgenommen wurden. Es wurde bemerkt, daß diese eigenartigen Einbrecher es hauptsächlich auf wertvolle Stiche abgesehen haben. Gemälde, Statuen und selbst Gegenstände aus Edelmetallen werden grundsätzlich von ihnen vernachlässigt. Außerdem ist konstatiert worden, daß die Einbrüche sämtlich in Wohnungen im Hochparterre oder im ersten Stock erfolgen. Die Diebe hantieren augenscheinlich mit Kautschukhandschuhen, da nirgends Fingerspuren von ihnen entdeckt werden konnten. Nur bei den letzten Einbrüchen versäumten sie, wahrscheinlich durch die Erfolge überkeckt geworden, diese Vorsichtsmaßregel, so daß man nach dem Bertillonschen Verfahren sehr deutliche Abdrücke aufnehmen konnte. Nach sehr diskreten Andeutungen der Polizei ist man mit Hilfe dieser photographierten Indizien bereits auf einer sehr interessanten Fährte.

Schwerer Unfall auf einem Schweizer Artilleriewaffenplatz. Auf dem schweizerischen Artilleriewaffenplatz Frauenfeld gingen bei der Rekrutenfahrerschule vier Pferde eines Geschützes durch. Von dem Kasernenhof warf sich der Fahrkorporal Büchel den Stangenpferden in die Zügel, wurde aber zu Boden gerissen, und das Geschütz ging über ihn hinweg, wobei ihm durch ein Rad die Hirnschale eingedrückt wurde. An einem Wegstein kam dann das Gespann zu Fall. Rosse, Geschütz und Reiter kamen in einen dichten Knäuel untereinander zu liegen. Dabei wurde der Rekrut Ebnetter schwer verletzt.

Ausweisung eines deutschen Zeitungsmannes. Der deutsche Journalist Felix Sommerfeld, ein eifriger Parteigänger Maderos, ist des Landes verwiesen worden und hat sich unter dem Schutze der deutschen Gesandtschaft nach Veracruz begeben.

Tobias Witt

Von Paul Zech.

Tobias Witt hatte brandrotes Haar. Seine Kleider waren verschlissen, wie von langer Wanderschaft. Sein Gesicht war von einer erdgrauen Blässe überzogen und die Augen irrten unsted von Ding zu Ding. Siebzehn oder achtzehn Jahre mochte er zählen.

Er schlich durch den Park von Wildhausen, hob einen wurmzerstochenen Apfel vom Boden und schob ihn zwischen die Zähne. Seine mageren Hände gingen wie Raubtierkrallen. So sah ihn die junge Baroneß Hilde. Da versteckte er sich hinter einem breiten Baum und lauerte. Baroneß Hilde hob die Reitpeitsche. Da kroch er hervor, zitternd und mit herabgesenkten Augen.

„Was tust du hier?“

Er duckte sich und warf einen lauernden Seitenblick nach dem Tor.

„Num, willst du nicht reden?“

„Wenn man Hunger hat und keinen Vater, dann — —“

„Dann treibt man sich herum und stiehlt Äpfel, was?“

„Es wächst doch genug von dem Zeugs hier!“

Baroneß Hilde lächelte und ließ den Arm sinken. Dann trat sie einen Schritt vor. „Wie heißt du eigentlich?“

„Tobias Witt!“

„Weißt du, Tobias Witt, wir brauchen einen Stallknecht. Mein Vater hat den Johann fortgejagt, weil er ein Säufer war. Kannst du mit Pferden umgehen?“

„Ich kanns schon, aber — —“

„Na, dann komm nur, Tobias Witt!“

Sie ging voraus. Etwas Selbstbewußtes, Herrisches lag in ihrem Wesen. Ihr Gang war geschmeidig und hatte nicht das tänzelnde mancher Mädchen im gleichen Alter. Baroneß Hilde war neunzehn Jahre. Ihr rotblondes Haar fiel in einem schweren Knoten tief in den Nacken. Die Schultern waren voll und rund. Kurz vor dem Herrenhause, das in blendender Weiße durch die massigen Ulmen schimmerte, kam der Inspektor über den Weg. Er zog den Lodenhut tief herab und sah der Baroneß fragend in die Augen. Er wies nach dem Burschen hinüber, der ein paar Schritte weiter daherstampfte.

„Inspektor, diesen Jungen da, Tobias Witt heißt er, wollen wir an Johannes Stello nehmen. Führen Sie ihn in den Stall. Ich rede mit meinem Vater.“

Der Inspektor zögerte einen Augenblick. Dann winkte er Tobias Witt heran, musterte ihn scharf und führte ihn mit fort.

Als Baroneß Hilde ihrem Vater die Sache vortrug, fuhr er sich ein paarmal durch den grauen Bart. „Wieder so ein dummer Einfall,“ dachte er. Aber dann lachte er etwas beklommen und sagte: „Du hast du wieder was angerichtet, Hilde! Wenn die Sache nur gut geht. Aber versuchen können wir's ja mal!“

„Ich danke dir, Vater.“

Tobias Witt wurde in eine Livree gesteckt und tat sehr anständig. Er hielt die beiden Reitpferde, die er zu pflegen hatte, sauber, und erledigte jede Arbeit geschickt und schnell. Sein Gesicht bekam Frische, die Augen gingen hell auf, und die Bewegungen wurden sicherer und selbstverständlicher. Der Inspektor konnte nach wenig Tagen schon der Baroneß melden: „Es ist eine wahre Freude mit dem Tobias!“

Dann ritt Tobias jeden Morgen, wenn das Wetter nicht allzu rau war, mit der Baroneß hinaus. Er war von seltsamer Beflissenheit und las ihre Wün-

sche aus den Augen. Oft ritten sie ganz einsame Wege. Ueber weite Felder, durch Heide und Buschwerk. Die Baroneß voraus und Tobias Witt ein paar Schritte hinterher. Baroneß Hilde war eine geschickte Reiterin. Sie saß auf dem Rücken des Pferdes wie eine Amazone. Hindernisse kannte sie nicht, und Tobias Witt mußte alles mitmachen. Und er tat es willig. Und je länger er mit der Baroneß zusammen war, um so unentbehrlicher wußte er sich zu machen.

Nur wenn er sich unbeobachtet glaubte, bohrte sich sein Blick mit einer seltsamen Heftigkeit in die Gestalt der Baroneß. Er verschlang sie fast. Aber ein dumpfes Gefühl von Schwäche zerschnitt dann immer die leisen Fibern seiner Begierden.

Eines Morgens ritten die beiden nach Rotmühlen zu. Der Weg führte über struppige Heide. Fern am Horizont ragte einsam eine alte Föhre.

„Tobias, wir nehmen die Föhre! Nun zeige, daß du auch reiten kannst!“

Sie hieb plötzlich dem Gaul die erte über die Stirn. Das junge Tier bäumte sich, aber die Baronesse war darauf vorbereitet und parierte den Ruck mit behender Geschicklichkeit. Dann begann die Erde unter den Hufen zu fliegen und der Horizont drehte sich wirbelnd. Sie riß plötzlich das Knie empor und saß im Nu rittlings auf dem Pferde. Ihre Röcke flatterten wie eine zerletzte Fahne und klatschten gegen die Weichen des Tieres. Ihr Kinn lag fest über den Ohren des Pferdes und ein tolles Lachen brach über ihre Lippen, die heißen Atem ausstießen. Ihr Blut raste und raste immer wilder, bis die Föhre drohend in den Weg sprang. Mit einem Satz war sie auf dem Boden. Dann klopfte sie den Hals des Pferdes. Das abgehetzte Tier schlug heftig mit den Flanken und das nasse Fell warf breite Dampfwolken empor.

Fern kam Tobias in kurzem Trabe daher. Er hatte anfangs seinen Gaul scharf angetrieben. Aber obgleich es in ihm kochte vor Wut und Begierde, hatte er seinen entfachten Willen gezügelt und das Tier zurückgehalten. Ein seltsames Gefühl wie Ohnmacht kühlte sein heißes Blut. Nun lag etwas Finsteres, Verschlossenes in seinen Zügen. Die Baroneß lachte ihn aus. „Du bist ein Feigling, Tobias!“

Er stieg langsam vom Pferde und schien bedrückt. Er sprach kein Wort.

„Warum sprichst du nicht, ist dir ein Frosch über den Weg gelaufen, Tobias?“

Tobias schwieg und senkte den Blick.

„Was hast du?“

„Gnädiges Fräulein sollen nicht so reiten!“

„Was meinst du mit dem so, hm?“

„Na, so wie ein Mann sollen gnädiges Fräulein nicht reiten, mein' ich!“

„Du bist ein Töpel, Tobias Witt!“

Da duckte sich Tobias wie unter einem Peitschenhieb. Seine Augen standen verstört unter den halb-offenen Lidern, und von unten herauf suchte er prüfend ihren Blick. Sie hatte sich abgewandt. Da ergriff er plötzlich ihre Hand.

Die Baroneß erbleichte jäh und hob die Gerte wie zur Abwehr empor. Jäh ließ Tobias die Hand los.

Baroneß Hilde biß die Zähne zusammen und schnellte die Gerte zurück. Und dann schob sich ein seltsames Lächeln über ihre zusammengepreßten Lippen.

„Tobias, wir reiten zurück. Und daß du's noch einmal weißt, du bist ein Töpel!“

Er lockerte den Bügel und bog die Schulter für ihre Hand. Dann ritten sie langsam zurück. Baroneß Hilde voraus.

Das seltsame Benehmen des Burschen gefiel ihr nicht. Schon seit einigen Tagen schien er so verändert. Sollte der Inspektor doch recht haben? Soll-

te es wahr sein, daß er Tobias gerade dabei erwischte hatte, als er die Schnapsflasche absetzte; sollte das wahr sein?

Tobias saß auf seinem Pferde wie ein geprügelter Hund. Er tat ganz gleichgültig. Aber zwischen den Augenbrauen saß eine böse Falte.

Nach ein paar Tagen klopfte die Baroneß in aller Frühe an Tobias' Kammerfenster. „Tobias, wir müssen sofort zur Bahn. Mein Bräutigam kommt. Wir nehmen den Landauer!“

Tobias zog den Wagen aus der eRnise und spannte die beiden jungen Rappen ein. Er fuhr noch einmal mit Wedel und Bürste über die Polster und zog sich dann um.

Als er auf den Hof trat, stand Baroneß Hilde schon reisefertig und wartete ungeduldig. Er öffnete den Schlag, sprang auf den Bock, und dann rollte das Gefährt auf die weiße Chaussee hinaus. Sie waren aber kaum auf dem kleinen Bahnhof angelangt, da brauste auch schon der Zug heran. Baroneß Hilde lief auf den Perron, und nach ein paar Minuten kam sie Arm in Arm mit einem jungen Offizier.

Tobias Witt stand am offenen Wagenschlag geradeau, aber rechenlos. Seine Hände zitterten heftig. Er griff ein paarmal ins Leere, ehe er den Riegel faßte. Dann stieg er auf und peitschte die Pferde in einen kurzen Trab. Eine drückende Schwere hatte sich in seine Glieder gebleit. Der Kopf war ihm zum Zerspringen voll. Unablässig zermarterte er das Gehirn. Hinter ihm im Wagen war ein lustiges Gepolter und Lachen und Scherzen. Das schrillte wie eine Feuerglocke in seinen Ohren. Seine Hände verkrampften sich in den Zügeln. Da schoß ein heftiger Gedanke auf einmal durch sein Gehirn. Tief, tief kam es herauf und wuchs zu einem starken Entschluß.

Hundert Schritte von ihm lief das Bahngleis über die Chaussee. Die Barriere senkte sich gerade. Tobias zitterte am ganzen Körper. Kühler Schweiß brach ihm aus allen Poren. Aber er wurde ruhiger. Tobias Witt wurde immer ruhiger und sein Oberkörper straffte sich. Er lockerte die Zügel etwas. Fünf Schritt vor der Barriere zog er sie fest an. Die Pferde bäumten sich auf. Und ehe den beiden Glücklichen hinten im Wagen das Beginnen des Knechtes klar wurde, war der Schlagbaum zersplittert. Mitten auf den Schienen überschlug sich das Gefährt. Der Zug donnerte im selben Augenblick heran und zermalmte Wagen und Pferde. Drei junge Menschen verblühten purpurn unter den Rädern.

Ein paar Tage nach diesem entsetzlichen Vorfall sagte der Inspektor von Wildhausen zum Förster, als sie sich ein paar Stunden lang über die Ursache des Vorganges den Kopf zerbrochen hatten: „Ich glaube fast, daß der Töpel sich vergafft hatte in Baroneß Hilde, und dann —“

„Inspektor, so ists gewesen, nicht anders!“

Allerlei Bunes.

Ein Mädchen, das sich zu helfen weiß oder Was alles von einer Redaktion verlangt wird. Hierüber erzählt der „Steglitzer Anzeiger“ folgende heitere Episode: Unlängst erschien weinend und händeringend in unserer Redaktion ein junges Mädchen und flehte, ihr doch aus großer Not zu helfen. Die Notlage war allerdings etwas seltsamer Art. Die junge Dame hatte nämlich die Absicht, auf dem Steglitzer Standesamte das Ehejoch auf sich zu nehmen. Als es soweit war, da fehlte der eine der beiden Trauzeugen. Aber die Braut wußte Rat. Wozu gibt es schließlich Redak-

teure? Sie sind sicher die geeigneten Leute, meinte die muntere Ehecandidate und eilte zu uns. Von den drei anwesenden Redakteuren stand einer im Begriffe, nach Hannover auf Urlaub abzureisen. Der zweite ist auf dem Steglitzer Standesamte nicht bekannt, es fehlte also die Legitimation. blieb nur der Chefredakteur übrig, der denn auch schleunigst Schere, Kleisterpinsel und Feder liegen ließ und als Ersatzzeuge einsprang. Der Standesbeamte fand neben den üblichen ernstesten Worten auch den Ton guten Humors, wie ihn die eigenartige Sachlage erheischte.

Der sparsame Vizepräsident. Amerikas neue Regierungsgewaltige sind Muster der Sparsamkeit. Nachdem kürzlich Präsident Wilson die überaus einfachen Lebensmaximen kundgegeben hat, die er im Weißen Hause zu beobachten gedenkt, hat jetzt auch Vizepräsident Marshall einer Reporterschar angezeigt, daß er als armer Mann, der er ist, möglichst sparsam leben will. Ja, die Amerikaner sind erstaunt darüber, daß der Vizepräsident von seinem ungefähr 50.000 Mark betragenden Jahresgehalt noch Ersparnisse zu machen gedenkt. „Ich bin nicht reich,“ sagte er, „aber ich hinterlasse meiner Frau, wenn ich sterben sollte, doch genug, daß sie nicht wieder heiraten oder gar eine „Pension mit gutem Mittagstisch“ oder gar eine Waschanstalt aufmachen muß. Bei einiger Sparsamkeit läßt sich mit meinem Jahresgehalt recht gut haushalten. Dabei werde ich mir auch eine gute Zigarre täglich erlauben und auch wohl gelegentlich mal einem „Baseball“-Spiele zusehen können. Wenn ich dann noch gute Freunde bei mir zu Gaste sehen kann, bin ich zufrieden.“ Er glaubt, daß Präsident Wilson und sein Beispiel in der amerikanischen Gesellschaft gute Früchte tragen wird. Als ihn einer der Reporter fragte, wie er sich mit seinen Pflichten als Präsident des Senats abgefunden habe, da meinte er: „Es geht so. Sehen Sie, ich habe keine Erfahrung. Und all die Senatsvorschriften auswendig zu lernen, macht verdammt viel Arbeit. Aber ein Mann, der ein gutes Herz hat, kommt überall zurecht, wenigstens mit den Leuten, die auch das Herz auf dem rechten Fleck haben. Und wenn er die anderen mal vor den Kopf stößt, dann ist es auch nicht schlimm. Ich habe ein gutes Herz und ich denke, wenn ich Fehler mache, sagen die Leute sich: „Haltet's seiner Unwissenheit zugete“ oder: „Man muß dem alten Mann schon etwas durch die Finger sehen. Er ist ein bisschen altmodisch.“ Vorläufig haust Vizepräsident Marshall noch in einem Hotel, um Geld zu sparen. Erst im nächsten Winter gedenkt er, „ein Haus zu machen“.

Napoleon I. als Pantoffelheld. Weniger als im Lärm der Schlachten hat Napoleon I. im häuslichen Kriege während seiner Ehe mit Josephine Beauharnais seinen Mann gestanden. Bereits während seines Aufenthaltes in Aegypten, im Jahre 1789, war ihm hinterbracht worden, daß sie ihn hintergehe. Allein, als er im selben Jahre nach Frankreich zurückgekehrt, ließ er es dabei bewenden, Josephine, die ihm entgegengeeilte war, lange auf Einlaß warten zu lassen und ihr dann derb die Meinung zu sagen. Sie jedoch von ihr scheiden zu lassen, unterließ er, teils um Skandal zu vermeiden, teils, weil seine politischen Pläne ihm wenig Zeit ließen, sich groß mit häuslichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Doch dem häuslichen Kriege wurde noch von Zeit zu Zeit Nahrung zugeführt, als Bonaparte am 16. Mai 1804 sich zum erblichen Kaiser der Franzosen erklärte und am 25. Dezember 1804 von Papst Pius VII. in der Kirche zu Notre-Dame von Paris gekrönt worden war. Am häufigsten bot dem sparsamen Kaiser Josephines Verschwendungs-

sucht Anlaß zu bösen Worten; denn was sie an Wäsche, Stoffen und Kleidern sah, und was ihr gefiel, kaufte sie planlos in Mengen und ließ die Sachen, falls sie inzwischen an Anderem, Größerem Gefallen gefunden, daheim in Unordnung in den Winkeln der Zimmer, in Schränken und Kommoden unbenutzt umherliegen. Dennoch verstand Josephine es doch immer wieder, den Gemahl aufs neue an sich zu fesseln. Ein Vorfall erhellt das. Eines Tages zog Napoleon Talleyrand beiseite und vertraute ihm: „Der Entschluß ist gefaßt: ich lasse mich scheiden.“ Talleyrand billigte lächelnd den Plan, verbeugte sich und empfahl sich. Im Vorzimmer stößt er auf Herrn von Remusat. „Wissen Sie schon die große Neuigkeit? Er läßt sich scheiden! begrüßte er ihn. Als Hofmann hielt Remusat es durchaus nicht am Platze, sein Erstaunen über den Plan des Kaisers sich merken zu lassen. Aber er beeilte sich doch, nach Hause zu kommen und dort seiner Gemahlin schnell das neueste vom neuen zu erzählen. Madame von Remusat hingegen sorgte nun dafür, daß auch die ihr befreundeten Damen bei Hofe sofort ebensoviel wie sie vom Plane des Kaisers wußten. Daß auch Josephine bald darin eingeweiht wurde, war selbstverständlich. Die Stunde des Dinners war herbeigekommen. Napoleon setzte sich zu Tisch, Josephine, ebenso verdrossen wie er, ihm gegenüber. Die beiden Ehegatten spielten mehr mit Messer und Gabel an den Speisen, als daß sie davon aßen. Wechselten sie dann und wann einige Worte, so drehten sich ihre Unterhaltung um gleichgültige Dinge. Mit: „Josephine, vergiß nicht, Toilette zu machen! Es ist heute „Cercle“ in den Tuileries,“ hob der Kaiser die Tafel auf. „Gut“, sagte Josephine kalt, während sie aufstand. Selten wohl hatten ihre Kammerfrauen es so schwer wie an dem Abend gehabt, alle Wünsche der Kaiserin an deren Kleidung zu befriedigen. Als Josephine festlich gekleidet war, ließ sie den Gemahl benachrichtigen. Allein der Lakai kam mit der Botschaft zurück, der Kaiser sei krank und wolle das Zimmer nicht verlassen. Josephine eilte zu ihm. „Was haben Sie?“ fragte sie kühl. „Ich bin leidend. Magendleidend — nervenleidend. Komm' in meine Nähe, Josephine!“ schluchzte er. Sie dagegen spielte die Würdige und entgegnete überlegen: „Sire, beruhigen Sie sich! Sie wissen, was Sie vorhaben — machen wir also ein Ende mit solchen Szenen!“ Er haschte vergebens nach ihrer Hand und schluchzte aufs neue: „Josephine, komm' in meine Nähe!“ Sie wich vor ihm zurück. „Daran denken Sie? Und der „Cercle“, der auf uns wartet?“ fragte sie. Mit: „Mag er warten!“ schnitt er ihr das Wort ab. „Und unsere Gäste? Er lachte: „Man schicke sie nach Hause!“ Dann aber schlang er die Arme um ihren Hals und gestand ihr, während er ihre Stirne wiederholt küßte: „Meine arme Josephine, ich werde dich nicht verlassen können!“ Dieser Stunde und mancher anderen noch, in denen der Gatte ihr ewig treu zu bleiben geschworen hatte, gedachte Josephine gewiß, als Napoleon trotzdem am 15. Dezember 1809 in einem Familienrate erklärte, da die Ehe mit seiner vielgeliebten Gattin Josephine die Hoffnung nicht gestatte, den Thron, auf den die Vorsehung ihn erhoben habe, einst Kindern zu hinterlassen, so fühle er sich gezwungen, die zartesten Regungen seines Herzens dem Staatswohle zu opfern und das Ehebündnis zu lösen.

Was ist ein Gentleman! Die Frage, was ein Gentleman sei, ist in England wohl nie so lebhaft erörtert worden, wie es gerade jetzt geschieht, wo die Nachrichten vom Untergange Kapitän Scotts und seiner Begleiter eingetroffen sind. Oates, der in den Schneesturm hinausging, um zu sterben, war ein Gentleman, Kapitän Scott selber, der bis zum letzten

Atemzuge kaltblütig sein Tagebuch führte, war ein Gentleman, und durch Fälle aus dem wirklichen Leben ließe sich an vielen Beispielen zeigen, wie ein Gentleman handelt. Die Frage, was ein Gentleman sei, ist aber damit noch nicht beantwortet. Die englischen Klassiker haben sie bald ernsthaft, bald scherzhaft beantwortet. Thackeray sucht im „Vanity Fair“ eine Definition zu geben und zählt verschiedene Eigenschaften des Gentlemans auf. Byron sagt irgendwo ironisch, ein Gentleman sei ein Mann, der einen schmutzigen Kragen zu tragen wisse, ohne damit aufzufallen, und Oskar Wilde sagt spöttisch, der sei ein Gentleman, der sich selbst rasiere und ein Bankguthaben habe. Der Londoner Mitarbeiter der Turiner „Stampa“ berichtet seinem Blatte eine kleine Beobachtung aus dem Londoner Volksleben, die mit der Frage nach dem Begriffe des Gentlemans zusammenhängt: Eines Tages fällt ein kleiner Hund in einen Teich eines öffentlichen Parkes. Ein Spaziergänger bemerkt den Vorfall, springt ins Wasser und rettet den Hund. Der Hundebesitzer, ein armer Kerl, greift in die Tasche und will dem Lebensretter einen Schilling schenken, aber der Hundesetter weigert sich, denn er ist ein Gentleman, was die Beteiligten sowie alle Zuschauer deutlich empfinden. In letzter Zeit sind in England verschiedene Rundfragen veranstaltet worden, um die langersehnte Definition des Gentlemans doch zu finden. Man hat z. B. die Schüler einer großen öffentlichen Schule befragt, und ihre Antworten zeigen gewiß, daß sie erkannt haben, wie weit der Begriff des Gentlemans mit dem des echten Engländers überhaupt zusammenfällt. „Ein Gentleman ist, wer seinen Weg durch die Welt findet“, „ein Gentleman ist ein ehrenhafter, anständiger, rechtlicher Mann. Zum Beispiel der König ist der erste Gentleman Englands, weil sein Benehmen vorbildlich ist. Ein Gentleman kann arm sein und hungern, wenn er ehrenhaft, mutig, höflich und umgänglich ist, ist er ein Gentleman so gut wie der König“, „ein Gentleman ist ein höflicher, wohlzogener, gut gesitteter Mann. Er braucht kein Geld zu haben, denn Geld macht den Gentleman nicht. Alles hängt von seinem Benehmen ab“ — so lauten einige Schülerdefinitionen eines Gentlemans. Auch die Umfragen, die von Zeitungen veranstaltet worden sind, haben kaum zu besseren Definitionen geführt. Da heißt es z. B.: „Ein Gentleman ist ein Wesen, das lebenswürdig wie eine Frau und zugleich männlich wie ein Mann ist“, oder „ein Mann, der die Vorschriften der Ehre kennt und befolgt“, oder „ein Mann, der sich selbst und seine Nächsten achtet“. Weitere Definitionsversuche verlangen vom Gentleman, daß er die richtige Mittelstraße zwischen Offenheit und Verschlossenheit findet, daß er nicht auffällt, nicht prahlt, gut angezogen ist, kurz, es sind zwei Arten von Definitionen zu unterscheiden. Die eine Art versteht unter Gentleman ungefähr das, was man bei uns als „ganzen Mann“ bezeichnet, während die andere Art das im Sinne hat, was man bei uns mit dem Worte Elogant bezeichnet. Alle Definitionen aber werden den Unterschied zwischen dem Gentleman in der Theorie und dem in der Praxis nicht aufheben können.

Humoristisches •

Frau A.: „Ich denke, du wolltest dich von deinem Manne scheiden lassen?“ — Frau B.: „Ja, das war eigentlich meine Absicht. Aber jetzt, da er sich einen Aeroplan angeschafft hat, meine ich, kann ich die kurze Zeit wohl warten, bis ich Witwe werde.“

Schwierige Adresse. „Ach, entschuldigen Sie, ich möchte nur fragen, wohnt hier vielleicht der Biedermeierbilderleisenbeizermeister Niedermeier?“

Hoppla. Festredner (im landwirtschaftl. Verein): „... Ist doch unser allverehrter Vorsitzender in der ganzen Provinz berühmt durch seine Erfolge in der Viehzucht. Und wo immer nur wir ein riesiges Rind oder ein ungewöhnlich großes Schaf erblicken, da steht sein Bild uns vor Augen...“

Gedankensplitter.

Den Augen wird es oft schwerer zu schweigen als den Lippen.

Wenn wir kopflos handeln, trägt oft das Herz, wenn herzlos, oft der Kopf die Schuld.

Es gibt Menschen, die einen Irrweg gehen, aber ihre lockenden Wegweiser alle mit großem Interesse studieren.

Was selbst man wegwarf, weil man's wertlos fand, Wie anders plötzlich scheint's in fremder Hand!

Wir mißbilligen manches nur deshalb, weil man uns nicht vorher Gelegenheit gab, es zu billigen.

Oft können wir uns gar nicht vorstellen, was wir in der Lage tun würden, in der wir — sind.

Die Doktor Ehe.

Sie prangt im Hochzeitskleide,
Das Herz so froh bewegt,
Denn Liebe war's, der beide
Hände zusammengelegt.
Sie steht im Kreis der Gäste
In großer Bangigkeit,
Er ist der Allerletzte
— Er hatte keine Zeit. —

Wie schmuck im trauten Neste
Bereit das Mittagmahl!
Sie häuft der Speisen beste,
Finessen ohne Zahl.
Sie wartet frohen Herzens,
In ihrer Einsamkeit,
Er nahet erst nach Stunden
— Er hatte keine Zeit. —

Sie lehnt im Arm ihr Kindlein,
In Kissen matt zurück,
Er will bei ihr ein Stündlein,
Sich freu'n am jungen Glück.
Sie wartet voll Entzücken,
Schläft ein voll Dankbarkeit,
Er war gar nicht gekommen,
— Er hatte keine Zeit. —

Es füllet sich der Speicher,
Es schmückt sich jeder Baum,
Und doch an Sorgen reicher
Vorbei der Jugendtraum,
Das Warten ist geworden,
Ihr zur Alltäglichkeit
Er muß ja einmal kommen,
— Noch hat er keine Zeit. —

Die Kinder wuchsen fröhlich,
Er hat sie kaum gesehn,
Und Enkelkinder selig
Großmutter's Tisch umsteh'n.
Sie fand im Heim der Tochter
Das Glück der Häuslichkeit.
Großvater plagt sich weiter
— Hat heut noch keine Zeit. —

Feuilleton.

Ein Wintertraum.

Roman von Anny Wothe.

(Fortsetzung.)

Dicht saßen sie zusammen. Einmal überkam ihn das ungestüme Verlangen, aufjauchzend beide Arme um die schlanke Gestalt zu legen, die da so unbeweglich vor ihm saß. Dann würden ihre Hände vom Steuer sinken, und der Bob würde zur Seite fliegen, und sie und er und die Mannschaft würden verloren sein. Im Fallen aber würde er sie an sich pressen und ihre roten Lippen küssen und in diesem Kusse mit ihr sterben.

James Wood blickte starr vor sich hin über Ingelids Schulter hinweg. Er wollte sie nicht mehr ansehen, wollte nicht in Versuchung kommen, ihr und sein Leben zu vernichten. Er biß die Zähne zusammen, und seine Hände umkrampften fest und fester die Riemen. Da nahm der „Aar“ die zweite große Kurve.

Sausend flog der Bob dahin, und wie ein Brausen und Sausen war es um James Wood. Wie Nebel lag es vor seinen Augen. Der weiße Schnee um ihn her leuchtete blutrot, und das Herz krampfte sich ihm wild und heiß zusammen.

Der „Aar“ gewann soeben in glänzender Fahrt das Ziel.

Langsam ließ Ingelid den Bob auslaufen. Sie saß noch unbeweglich am Steuer, als der Flieger bereits abgesprungen war und ihr nun hilfreich die Hand reichen wollte.

Sie sah noch starr geradeaus. Die Arme waren ihr wie gelähmt. So angespannt mit jedem Nerv hatte sie sich noch nie beim Boblenken gefühlt. Schwer und müde erhob sie sich. Die Hand des Engländers nahm sie nicht.

„Wollt ihr den „Aar“ zum Aufzug bringen, Jungen?“ fragte sie die beiden Knaben.

„Stärken könnt ihr euch nachher!“ rief ihnen Wood nach.

Strahlend zogen die Burschen von dannen.

Die weiße Straße an dem Silberwasser war noch ziemlich einsam. Ab und zu sauste nur ein Bob oder ein Rodel vorbei. Die beiden, die jetzt Seite an Seite dahinschritten, hatten noch kein Wort miteinander gewechselt.

„Wie kühn Sie sind, Gräfin“, brach endlich James Wood das Schweigen.

„Sind Sie dessen ganz sicher?“

„Gewiß, Gräfin, ich hatte ja eben Gelegenheit, Ihren Mut und Ihre Kaltblütigkeit zu bewundern.“

„Und wenn ich nun innerlich gezittert hätte?“ fragte sie stürmzuehend.

„Um so mehr müßte ich Ihre äußere Kaltblütigkeit bewundern. Diese Eigenschaft, gnädigste Gräfin, ist das erste Erfordernis für einen Piloten. Ich glaube, Sie werden sich in der Luft glänzend bewähren.“

Ingelid schüttelte mit einem fast schalkhaften Lächeln den dunklen Kopf.

„Wenn ich nicht nur das erstemal gleich kläglich Schiffbruch leide, Mister Wood. Zuweilen ist es mir, als wäre ich doch ein rechter Hasenfuß.“

„Das Gegenteil haben Sie ja soeben glänzend bewiesen, Gräfin. Nun aber lassen Sie mich Ihnen danken für die wirklich einzig schöne, wundervolle Fahrt.“

„War es schön?“

„Unvergeßlich. Mein weißer Wunderwald wurde

zu einem Eden. Soll ich Ihnen meinen Traum verraten, Gräfin, den ich vorhin auf dem Bob geträumt?“

„Nein,“ wehrte Ingelid fast ängstlich, „Träume verwehen. Unausgesprochen sind sie am süßesten. Rührt man daran, zerflattern sie oft, um nie wiederzukehren.“

„Winterträume sind die letzten, Gräfin. Sie kehren niemals wieder.“

Sein Blick brannte in dem ihren, und Ingelid senkte betroffen die schönen Augen.

Warum flogen plötzlich ihre Gedanken zu dem, der jetzt in der Bahn ohne einen freundlichen Blick und ohne ein freundliches Wort von ihr der Heimat zufuhr? Warum hatte sie Leo so scheiden lassen?

Finster zog sich ihre Stirn zusammen. Was wollte Leo wieder in ihrer Seele? Warum drängte er sich in das wundervolle, luftige Traumgefüge ihres Herzens und ihrer Sinne?

Hatte er ein Recht, ihr alles zu nehmen, ihre ganze Seele, ihr ganzes Fühlen, all ihre Gedanken? War alles sein?

„Nein, nein,“ hätte sie am liebsten laut aufgeschrien, aber ihre roten Lippen drückten sich fest aufeinander.

Wie süß und rot dieser knospende Mund war. James Wood sah ihn voll Entzücken, und doch glomm etwas wie Abwehr in seinen Augen auf.

Es war gefährlich hier mit der weißen Schneefrau in dem stillen Wald. Was wollte er eigentlich von ihr? Sie dem Manne entreißen, dem das erste Recht auf sie gebührte?

Er hätte Leo v. d. Decken vernichten mögen, und doch empfand er etwas wie Achtung vor ihm. Etwas, das ihn zwang, nicht an das zu rühren, was dem anderen gehörte.

Was ging ihn aber schließlich dieser fremde Mann an, wenn er ihm auch sonst nicht gerade besonders sympathisch war? Konnte man dem anderen etwas nehmen, wenn er es wirklich ganz besaß? Nein, diese fremde, weiße Wunderfrau liebte diesen deutschen Grafen nicht, konnte ihn nicht lieben. Wie hätte sie sonst ihm hier so hold, als empfinde sie jeden Herzschlag seines Innern, zur Seite schreiten können, wenn auch ihr Mund kein Wort verriet von dem, was ihre Seele durchzitterte?

James Wood atmete hastig und schwer. Wie kam er eigentlich nur dazu, Rücksicht auf andere zu nehmen? Bis jetzt hatte er nur immer sich durchgesetzt. Was er gewollt, das hatte er bis jetzt noch immer erreicht. Freilich, die Frauen, die hatten auch ihn betrogen und belogen, aber die Zeit war lange vorbei, da es ihm wehgetan. Diese eine aber sollte nicht lügen. Sein holdes, weißes, schlankes Winterewib, das sollte rein und ohne jeden Makel in seinem Herzen leben, das sollte auch nicht durch einen dunklen Hauch seiner eigenen Gedanken gestreift werden.

„Verzeihen Sie, Gräfin, daß ich mich so ganz von meinen Gedanken einnehmen lasse, und halten Sie mich nicht für unhöflich, weil ich schweige,“ unterbrach er plötzlich sein Sinnen, „aber ich habe soeben mit Ihnen im Geiste gesprochen und Sie haben mir mancherlei Antwort auf meine Fragen gegeben.“

„Das ist sehr bequem, Mister Wood,“ lachte Ingelid hell auf, den hohen Kragen ihres weißen Sweaters etwas zurückstreichend, da ihr warm beim Gehen wurde, „da können Sie nun ganz bequem sich ausschweigen, und keiner kann feststellen, ob Sie geflunkert haben.“

„Sehe ich so aus?“

Ingelid hielt seinen Blick aus.

„Nein, Sie sehen eigentlich aus, als wenn Sie rücksichtslos die Wahrheit sagten.“



„Ich wünschte, ich könnte es, Gräfin, jetzt, hier gleich zu dieser Stunde, meine Seele würde jauchzen. Darf ich reden?“

Verwirrt sah sie zu ihm auf. Was funkelte und glühte in der Tiefe der grauen Augen des ihr doch eigentlich so fremden Mannes?

Ein dunkler Druck legte sich plötzlich auf Ingelids Seele.

Nein, nein, er durfte nicht reden. Nicht aussprechen, was immer auf dem Grund ihrer Seele geheimnisvoll und still schlummern, was sterben mußte, hier in dem weißen Wunderwald.

„Ich meinte Mister Wood,“ sagte sie mit stockendem Atem und doch kühl und klar in sein Gesicht schend, „es sei alles ein Traum gewesen. Ein Traum in dem weißen Zauberwald, den weiße Flokken so lind zudecken, die Frau Holle streut. Kennen Sie das deutsche Märchen?“

Er sah finster in Ingelids Gesicht, dann aber faßte er schüchtern nach ihrer Hand. Sein braunes Gesicht, in welches dunkel das Blut schoß, neigte sich tief dem ihren zu, da schreekte sie Schellengeläut aus ihrer Versunkenheit empor, und jäh ließ er Ingelids Hand sinken.

Feuerrote Schlittendecken leuchteten grell vor ihnen auf, und die stolzen Rappen, die sie trugen, bäumten sich hoch, denn auf einen Zuruf aus dem Schlitten stand plötzlich das Gefährt, dem Paare fast den Weg versperrend.

„Das nenn' ich aber a Glück haben“, schallte es aus dem Schlitten, und eine kleine, mollige Hand streckte sich aus dem grauen Chinchilla-Muff dem Paar entgegen.

„Grüß euch Gott all zwei am frühen Morgen! Wie sehaut ihr denn aus? Wo kommt ihr denn her?“

Der Flieger machte eine kurze Verbeugung und griff langsam und widerwillig an die Sportkappe.

Ingelid aber erwiderte, die dargestreckte Hand gar nicht beachtend, den Gruß mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes.

„Wir sind mit dem „Aar“ die Bobbahn hinuntergefahren und wollen nun mit dem Aufzug wieder hinauf.“

Frau von Köpping in einem kostbaren grauen Chinchillapelz, eine ebensolche Mütze auf dem Blondhaar, stand aufrecht im Schlitten und sah dem Paare neugierig und indiskret ins Gesicht.

„Habt ihr denn da das Maxerl nicht getroffen?“ fragte sie lächelnd. „Er bobbt ja hier auch herum. Wie ausgewechselt ist heut' ja alles! Kaum glaub' i, daß i ihn hab' ist er schon wieder aufi.“

„Wir sahen ihren Herrn Gemahl heute morgen auf der „Hexe“. Ich glaube, Rendezvous ist wieder in der Schweizerhütte. Doch nun verzeihen Sie, wir haben Eile, wenn wir noch einmal vor Tisch herunter wollen.“

Ingelid neigte leicht den Kopf und schritt an dem Schlitten mit den blendend roten Pferdedecken vorbei. James Wood folgte ihr mit flüchtigem Gruß, da aber tönte die Stimme Evelyns ihnen nach:

„Was sagt denn der Herr Bräutigam dazu, wenn man halt mit anderen Männern hier so allein durch den Wald läuft? Schau'n's, Gräfin, was sagt er?“

Einen Augenblick stand das Paar starr über diese Taktlosigkeit der blonden Frau, dann aber entgegnete Mister Wood scharf und jedes Wort schwer betonend:

„Er sagt gewiß, daß er froh sein darf, zu wissen, daß seine Braut nicht schutzlos den Zufällen gegenübersteht, die sie hier absichtlich oder unabsichtlich treffen können. Merken Sie sich das, gnädige Frau, oder Sie werden meine ganze Rücksichtslosigkeit kennen lernen.“

Ingelid sah, wie Evelyn unter der Schminke erblaßte, wie ihre Lippen zitterten und ihre Augen zornsprühend sie und den Flieger anfunkelten. Sie hörte noch Frau von Köpping hart auflachen, dann schritt Ingelid an Woods Seite weiter die Straße aufwärts.

Eine dunkle Angst war plötzlich in Ingelids Brust. „Wie konnten Sie die Frau nur so reizen?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Sie wird es ihrem Manne berichten, und dann ist der Skandal fertig.“

„Reizen? Habe ich sie gereizt? Wagte diese Frau nicht, Sie zu beleidigen? Im übrigen können Sie versichert sein, daß sie ihrem Manne nichts verrät. Wie kommen Sie eigentlich zu dieser Bekanntschaft?“

„Diese Frage möchte ich zuerst an Sie richten!“ Ingelid sagte es fast mit einer leisen Bitterkeit.

Argwöhnisch sah sie, wie sich das braune Gesicht des Fliegers ganz dunkel färbte.

„Sie haben also ganz richtig bemerkt, daß ich diese Frau kenne, aber sie nicht kennen wollte?“

„Schon neulich in der Schweizerhütte sah ich das, aber es ist ohne Zweifel Ihr Recht, diese Frau zu kennen. Verzeihen Sie meine Frage.“

Wie kühl und spöttisch ihr Blick war, wie gleichgültig ihre Stimme.

„Ich muß mich sehr schlecht in der Gewalt haben,“ bemerkte James Wood, „da man es mir anmerkt, daß ich Frau von Köpping nicht kennen will. Als ich sie kannte, hieß sie anders. Aber lassen wir das. Warum wollen wir uns den herrlichen Wintertag durch diese Frau verderben lassen, der man wirklich zu viel Ehre antut, wenn man sich mit ihr beschäftigt.“

Finster streiften ihn Ingelids Augen. War das Mißtrauen, was er da plötzlich in ihren Blicken las?

Unmutig zog er die Stirn in Falten. Daß doch die Frauen sich darin alle gleich sind, wenn es gilt, irgendwelche verborgenen Beziehungen zwischen Mann und Weib aufzuspüren. Beinahe hätte er auflachen mögen.

„Ich habe so viele Frauen in meinem Leben kennen gelernt,“ bemerkte James Wood, „daß es wirklich auf ein paar nicht ankommt. Ich würde auch darüber hinweggehen, wenn ich nicht erstaunt wäre, Frau von Köpping hier in Ihrem Kreise zu treffen.“

„Wissen Sie etwas von Frau von Köpping, das ihr diesen Kreis verschließt?“

Ingelid fragte es scharf, und es war, als zuckten ihre Lippen leise.

Einen Augenblick zögerte der Flieger.

Nein, gab er zurück.

„Schen Sie, so geht es uns auch.“

„Wenn ich etwas wüßte, so würde und könnte ich es natürlich nicht so ohne weiteres bekanntgeben. Im übrigen ist ja auch meine persönliche Ansicht und mein persönliches Erleben gar nicht maßgebend für andere.“

„Also doch“, dachte Ingelid, und es war, als fühle sie plötzlich einen stechenden Schmerz im Herzen.

„Bitten, Sie dürfen mich nicht falsch verstehen. Vielleicht kann ich Ihnen einmal erklären, warum ich Frau von Köpping nicht kennen will. Ich finde sie hier in Ihrer Gesellschaft, das muß mir ja eigentlich genügen, sie wie jede andere Dame der Gesellschaft zu behandeln, und es ist meine Schuld, daß ich mich vorhin hinreißen ließ, heftig zu werden.“

Ingelid wurde glühend rot. Er wollte also einlenken. Er wollte gewissermaßen sie für die Gegenwart dieser Frau verantwortlich machen. Sollte sie sich dagegen verteidigen?

„Herr von Köpping“, sagte sie endlich langsam, „ist ein alter Freund meines Verlobten. Er ist ungeheuer reich, und er galt als sehr wählerisch in seinem Umgang. In unseren Kreisen liebte und schätzte man

hin außerordentlich, und man war natürlich bereit, seine Frau, als er sich im vorigen Winter in St. Moritz vermählte, mit offenen Armen aufzunehmen. Frau von Köpping selbst vernichtete nach und nach alle Sympathien, die man ihr entgegenbrachte. Nicht nur, weil ihre Herkunft in etwas mystischem Dunkel blieb, sondern weil ihr ganzes Wesen, das immer nimmt und fordert, das nie abwartet, was man freiwillig entgegenbringt, bei uns wenig Anklang fand. Ohne daß man ihr eigentlich etwas Bestimmtes nachsagen kann, zog sich der größte Teil der Gesellschaft ganz von Köppings zurück, und der andere Teil, zu denen auch wir gehören, duldet sie schweigend.

Max von Köpping genießt so viel Teilnahme, und niemand möchte ihn kränken. Vielleicht ist die Frau gar nicht so schlimm, wie sie scheint. Vielleicht ist sie nur in einer anderen Lebenssphäre aufgewachsen? Oft habe ich sogar das Gefühl, als könnte sie sehr lieb und herzlich sein. Wenn ihr Köpping ihre Taktlosigkeit abgewöhnen könnte, wäre sie vielleicht noch ganz passabel, so ist sie eigentlich unmöglich.“

Sie nehmen noch ihre Partei, Gräfin?“

„Durchaus nicht. Ich bedaure nur den Mann, der aus sinnloser Leidenschaft für die mindestens zehn Jahre ältere Frau alles aufgibt, was ihm bisher Lebensgewohnheit und Herzensbedürfnis war. Ich fürchte, früher oder später kommt für den armen Kerl ein schreckliches Erwachen, und darum wäre ich froh, wenn man ihm das ersparen könnte, indem man versucht, die Frau heranzubilden, die doch nun einmal zu ihm gehört.“

Wood lachte hart auf.

„Was hegen Sie für Illusionen, Gräfin, diese menschenfreundlichen Absichten sind wirklich bei Frau von Köpping nicht angebracht, doch Sie werden sie ja noch kennen lernen. Im übrigen kann ich den Mann wirklich nicht beklagen, der sich durch eine Frau betören und in Fesseln schlagen läßt, die so tief unter ihm steht.“

Ein kalt prüfender Blick der großen, blauen Augen traf ihn.

„Gehörtest du nicht selbst zu denen?“ las er in Ingelids Augen.

Unmutig warf er den Kopf zurück.

War Ingelid wie alle anderen? Nagte der Wurm des Mißtrauens in ihrer Brust, wo er sich vorhin so ganz eins mit ihr gefühlt?!

Und wenn er ihr alles offenbarte, wenn er rücksichtslos über die andere zu Gericht saß? Nein, dann mußte sie ihn erst recht verachten. Aus ihrer innersten Seele heraus mußte das Vertrauen zu ihm kommen. Er durfte nichts tun, um ihren Sinn zu mildern, sie selber mußte ihn ganz erkennen.

Ein beklommenes Schweigen war plötzlich zwischen ihnen. Rascher schritten sie dahin. Da sehen sie schon den elektrischen Aufzug hoch in die Luft ragen.

Stimmen und Lachen tönnten durch die Tannen ihnen entgegen, und weithin breitete sich wie ein weißes Leichentuch der lockere Schnee.

Ingelid schauerte zusammen.

„Es ist kalt geworden,“ kam es schwer von ihren Lippen, „die Sonne ist fort, bald werden wir Schnee haben.“

James Wood preßte die Lippen fest zusammen.

Ein Schatten stand zwischen ihnen. War das die Vergangenheit? Und er hatte plötzlich die Empfindung, als ob seine holde, süße Schneefrau vor seinen Augen im Nebel zerrann.

Gerade im Augenblick, da der Aufzug sich in Bewegung setzte, um sie 130 Meter bis zur Crawineker Straße emporzuheben, langten sie am Fuße an. Sie hatten gerade noch Zeit, auf die schmalen Sitz-

bretter zu springen, dann schwebten sie auch schon hoch über der weißen Straße zwischen den beschneiten, dunklen Tannen empor. —

„Das muß ich sagen, Ingelid, du hast eine Art, deine alte Tante zu übersehen, die wirklich ihresgleichen sucht“, tönte plötzlich die tiefe Stimme Tante Bellas an Ingelids Ohr, als sich der Aufzug langsam emporhob, und zu ihrem Schreck sah sie Tante Bellas rotglühendes Antlitz gerade über sich auf dem Aufzug.

„Wie kannst du nur so waghalsig sein und noch aufspringen“, tadelte die Tante, unbekümmert um die Mitfahrenden. „Uns alle hättest du in den Abgrund reißen können hier von dem wackeligen Ding, von dem man jede Minute abstürzen kann.“

„Sie müssen immer in die Tiefe sehen, Gräfin Rotteck“, neckte Kerlchen, die in ihrem roten Sweater auf der obersten Stufe thronte und aussah, als schwebte sie in der Luft.

„So sitz' doch mal still, du Irrwisch!“ rief Tante Bella drohend. „Warte, ich werde dich! In die Tiefe sehen, da ist es gleich um uns geschehen.“ Und krampfhaft hob sie die blassen Augen zum Himmel empor.

„Erlaube, Tante, daß ich dir Mister Wood vorstelle“, mischte sich Ingelid ein.

„Hier? Du bist wohl nicht bei Troste. Im übrigen ist er mir schon dreimal vorgestellt. Mir kann jetzt gar nichts mehr imponieren, nicht mal der Flieger, denn seitdem ich hier auf diesem halsbrecherischen Möbel durch die Luft segele, fühle ich mich gegen alles gefeit. Gerwin, um des Himmels willen, Junge, sitze doch ruhig. Wir stürzen noch alle in den Abgrund.“

Ringsum ließ sich Kichern und Lachen vernehmen.

„Ist Ihnen die Rodellei gut bekommen, Herr Graf?“ fragte James Wood den alten Junggesellen, der auf seinem kleinen Sitz wie ein Häuflein Unglück klebte und sich ängstlich an den Lederriemen, dem einzigen Halt auf dieser luftigen Bahn, krampfte. „Wie machte sich's denn mit den Kurven?“

Mit einer greulichen Gesichtsverrenkung drückte der Graf sein Monokel fester ins Auge.

„Wegen mazureichender Lenkbarkeit Kurve nich zu nehmen“, entgegnete er stolz. „Bis über die Ohren im Schnee jesessen, Sache, sage ich Ihnen, bester Mister. Bella geschrien, ich gelaecht. Großartig amüsiert.“

„Na es war einmal und nicht wieder“, gab Tante Bella unter dem Gelächter der anderen zu. „Man kommt ja aus der Lebensgefahr gar nicht heraus. Gerwin war wie besessen. Am liebsten hätte er mir alle Glieder entzweigerodelt.“

„Ach, Unsinn, Alte, jung bin ich wieder geworden, jung.“

Und er sang zum Gaudium der anderen lustig vor sich hin:

„Ja, das Fahren, Laufen, Hopsen
Schärft die Sinne, stählt den Leib,
Mit dem Rodeln, Skien und Bobsen,
Oh, weleß schöner Zeitvertreib.“

„Er ist übergeschnappt, der Junge,“ flüsterte Tante Bella Ingelid erregt zu, „hätte ich ihn man erst glücklich zu Hause.“

Ingelid aber sah ganz gerührt auf den schmurri-gen Onkel, der hier draußen in der herrlichen Natur wieder zum Kinde wurde, denn, das fühlte sie, wie ihm hier in der weißen Schneepacht das Herz aufging, das gute, alte, treue Herz.

Und sie konnte nicht anders, sie gab dem Onkel, als soeben der Aufzug am Khabhause hielt, die Hand und drückte sie leise.

„Gelt, mein Mädele,“ lachte der Oheim vergnügt und klopfte ihr die Backen, „das war schön?“

Und dann hängte er sich an Mister Woods Arm und erzählte ihm, daß er in seiner Jugend auch mal eine Flugmaschine hatte erfinden wollen, ja, aber das Patentamt hatte sie nicht angenommen.

Und James Wood hörte geduldig zu, ebenso wie Ingelid, die eine Strafpredigt Tante Bellas ohne Widerspruch über sich ergehen ließ.

Am Klubhaus wartete einer der primitiven Schlitten, die zur Beförderung der Bobs die Crawnecker Straße auf und ab fahren. Ueber den Kufen ein langes Brett, von einem dünnen Klepper gezogen.

Ohne weiteres hatten die Thüringer Bursehen nach kurzer Verständigung mit Mister Wood den „Aar“ an den Schlitten gehängt. Auch der Rodel Graf Gerwins kam dazu, und auf dem schmalen Brett ohne Lehne hockten dicht nebeneinander gekauert Tante Bella und ihr Bruder, Ingelid und der Flieger.

„Besser schlecht gefahren als stolz gelaufen“, lobte Tante Bella. „Auf den Knien müssen wir Gott danken, daß wir hier auf der Pritsche sitzen, denn ich bin wirklich am Ende meiner Kraft.“

Was lachste denn, Range?“ herrschte sie Ursula von Oertzen an, die soeben vor dem Klubhaus einen süßen Likör trank, den ihr der junge Vossen gebracht, und vergnügt auf die Schlittenfahrer blickte. „Willst denn nicht mitfahren?“

„Nein, danke, Gräfin, ich gehe lieber zu Fuß. Es würde zu eng werden.“

„Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten, gnädiges Fräulein?“ fragte der Flieger.

„Danke, ich will mich nicht so verwöhnen. Auf Wiedersehen.“

Damit verschwand sie im Klubhaus.

„Ist das eine Jugend“, stöhnte Tante Bella. „Immer vorneweg mit dem Mund, und immer allein durch die ganze Welt. Da sitzt nun Ursulas Mutter gewiß wieder mutterseelenallein im Hotel, und das Kind flirtet hier allein in der Welt herum, trinkt Schnaps — habt ihr es gesehen? Sie trank wirklich Schnaps und tut mit den jungen Männern schön. Ich bitte euch, bei dieser Jugend.“

„Du tust Ursula wirklich unrecht, Tante Bella“, lehnte Ingelid unmutig ab. „Es ist ein reizendes, frisches Geschöpf, und was das Alleinherumlaufen anbetrifft, Tante, das tun wir doch hier alle!“

„Na, ihr seid auch älter und, wie ich hoffe, verständiger“, und sich zu Mister Wood an ihrer Seite wendend, bemerkte sie trocken, ihn durchbohrend, aufs Korn nehmend:

„Man kann nie vorsichtig genug im Verkehr mit Herren sein, besonders an diesen Wintersportplätzen — da gibt es“ —

„Allerhand Industrieritter, Hochstapler, Herzensbrecher!“ ergänzte James Wood auflachend. „Sehen Sie, meine gnädigste Gräfin, zu allem habe ich auch hervorragende Anlagen, und wer weiß, ob Sie hier nicht mit einem ganz gefährlichen Kerl diese unbequeme Schlittenpartie riskieren.“

Tante Bella sah ihn ganz verblüfft an. Ingelid und Onkel Gerwin aber lachten so herzlich, daß ihr schließlich nichts anderes übrig blieb, als in das Gelächter der anderen mit einzustimmen.

Dieser Mensch war doch höchst unangenehm, der las einem zuletzt noch alle Gedanken von der Stirn. Und das liebte Tante Bella durchaus nicht.

Mister Wood aber fuhr mit unmutig gefalteter Stirn dahin.

Wie herrlich hatte der Tag begonnen. In Glanz und Duft getaucht der anbrechende Morgen und zwischen ihm und Ingelid das süße, holde, traumhafte Verlangen, die höchste Seligkeit und vielleicht auch das tiefste Leid, aber doch verklärt von einer tiefinnersten Poesie. Und nun der graue Alltag zwischen ihnen! Der Traum zerstoßen, das kaum geahnte

Glück verrauscht und grau, in ödes Grau gehüllt der Himmel, der lautlos seine weißen Flocken niederrieseln ließ.

Die Schneefrau deckte ihren schimmernden Mantel über die Welt. Mit weichem, zartem Flaum hüllte sie die Erde ein. Seine weiße Schneefrau aber verharrte starr und kalt und unbeweglich zwischen dem alten Geschwisterpaar auf der Pritsche, und kein Gedanke von ihr beschäftigte das glühende Wünschen seines Herzens.

Ingelids Blick sah kalt und klar in den weißen Flockenwirbel, ihn streifte er nicht.

Und es war dem Flieger, als jagten sie beide durch ewig verlorene, versunkene Königreiche, dem wirren Traumland einer ewigen Sehnsucht zu, als suchten sie beide die Heimat, die fern, unerreichbar im Sehnsuchtsblau ihrer Träume lag.

Den ganzen Morgen hatte es geschneit. In weichen, schweren Massen hatte sich der Schnee auf Baum und Strauch gebettet. Die Häuser von Oberhof steckten tief in der weißen Fülle, und die Tannen trugen schier erdrückende Last.

Am Fenster ihres Zimmers im Schloßhotel stand Ingelid und blickte in den Winterabend hinaus.

Dort drüben lag Sanssouci. Sie wußte nicht, wo Mister Wood dort wohnte, aber sie meinte, das helle Licht, das von drüben durch den weißen Schnee zu ihr so tröstend und verheißungsvoll herübersehmerte, das müsse auch ihm leuchten.

Sie preßte die heiße Stirn an die Scheiben und starrte in die weiße Nacht.

„Willst du denn nicht endlich daran denken, Toilette zu machen, Ingelid?“ erklang eine ungeduldige Stimme vom Waschtisch her. „Es ist doch wirklich die höchste Zeit.“

„Ich mag nicht“, gab Ingelid zurück. „Es lohnt sich gar nicht. Wenn man todmüde vom Sport heimkehrt, dann ist man wirklich nicht in der Stimmung, sich noch zu schmücken und im heißen Saal zu tanzen.“

Ein leises Lachen klang vom Waschtisch her.

Irmengard kämmte und büstete dort ihr goldenes Haar, das bei den Strahlen des elektrischen Lichts im roten Glanz aufsprühte.

„Wenn man dich hört, müßte man geradezu glauben, du stirbst vor Sehnsucht nach Leo, Ingelid. Ich dachte, er wollte heute zurücksein?“

Ingelid zuckte die Achseln und begann gelassen ihren Sweater abzustreifen.

„Zum Bobrennen ist er sicher da“, antwortete sie, ohne die Schwester anzusehen.

Irmengard ordnete kunstvoll die schwere, goldene Haarmasse zu einem Turban um das hübsche Köpfchen.

Ihre graugrünen Augen funkelten ein wenig boshaft als sie sagte:

„Meinst du, er wird sehr erbaud sein, zu hören, daß du die drei Tage seiner Abwesenheit unausgesetzt in Gesellschaft dieses Fliegermenschen zugebracht hast?“

Ingelid blickte die Schwester mit einem empörten Blick an. Sie preßte die Lippen aufeinander, als hielte sie es unter ihrer Würde, zu antworten, dann aber entgegnete sie langsam:

„Es kommt nicht darauf an, was Leo erbaud, sondern doch wohl in erster Linie darauf, was mir Spaß macht.“

Klirrend stieß Irmengard die silbergekapselten Flakons ihres Waschtisches gegeneinander.

Ihre Augen funkelten drohend auf, als sie, Ingelids feines Handgelenk umfassend, böse hervorstieß:

„Ingelid, hüte dich vor dir selber und vor ihm. Leo muß wirklich eine Lammsgeduld haben. Ich an seiner Stelle hätte der Sache längst ein Ende ge-

Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien

Schutzmarken!

A. KRUPP  BERNDORF
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

080  BM
für Alpaca

macht. Sein ewiges Zögern, sein ewiges Nachspüren deiner leisesten Herzensregungen und Wünsche und dein Pochen auf deine Macht wird schließlich noch die ganze Sache umschmeißen, und du wirst eines schönen Tages weinend auf den Trümmern deines Glücks sitzen und einsehen, daß du dein Unglück ganz allein verschuldet hast.“

„Unglück“, murmelte Ingelid, indem sie vor dem Spiegel flüchtig ihr Haar ordnete. „Was kann mich wohl noch Schlimmeres treffen?“

„Rede doch keinen Unsinn!“ rief Irmengard ent-rüstet, heftig mit dem Fuße stampfend. „Von unse- ren Gefühlen können wir nicht leben. Auf den Knien solltest du Gott danken, daß du Leos Braut gewor- den, und der Gedanke, endlich aus dem Hunger- leben herauszukommen, sollte dich jauchzen lassen. Du aber stehst da wie eine Transuse und träumst ins Blaue hinein und haschst nach den Sternen, die für dich unerreichbar sind.“

„Tust du das nicht?“

„Ich?“

Eine leichte Röte stieg in Irmengards Antlitz. Ihre schlanken Hände, die soeben ein meergrünes Seidenkleid, über das ein Gazekleid von gleicher Farbe niederrieselte, überstreifte, zitterten ein we- nig.

„Es ist unverantwortlich von dir, Irmengard, so mit Prinz Günter zu kokettieren.“

Irmengard lachte schneinend auf.

„Tut er nicht dasselbe mit mir, trotzdem ich weiß, daß, wenn du frei wärest, er mich kaum ansehen würde?“

„Und trotzdem du das weißt, Irmengard? Pfui, schäme dich.“

„Gerade weil ich das weiß. Sein Herz mag dir ge- hören — aber seine Sinne, mein holdes Schwester- lein, die beherrsche ich! Und ich will sie beherr- sehen, ich will meine Macht über ihn nützen. Denkst du denn, daß Tante Bella noch einmal die Opfer bringt, mit uns zum Wintersport auszuführen, wenn der Prinz dieses Mal nicht anbeißt?“

Voriges Jahr ist Leo dabei herausgesprungen. Auch, Tante Bella ist weise! Sie weiß ganz genau, daß es auf den Hofbällen für uns ziemlich aussichts- los und die sonstige Geselligkeit in Berlin für uns zu kostspielig ist. Da hat sie nun den Wintersport, den wir beide ja leidenschaftlich lieben, für uns herausgefunden, und sie schlägt nun zwei Fliegen mit einer Klappe.“

„Wenn du dir nur deine vulgäre Ausdrucksweise abgewöhnen wolltest, Irmengard.“

„Danke ergebenst. Eigentlich müßte ich mir vieles abgewöhnen, um beispielsweise deinem empfindsa- men Bräutigam zu gefallen. Er meint, ich wäre nicht mädchenhaft genug, nicht weiblich. Du lieber Gott, eine armselige kleine Komtesse, die zur Jagd auf

die Männer losgelassen, um endlich einen einzufangen; weil Tante Bella und Onkel Gerwin die Sache auf die Dauer zu kostspielig mit uns wird, die soll auch noch mädchenhaft sein!“

„Irmengard!“ bat Ingelid erschreckt, ihren Arm zärtlich um die nackte Schulter der Schwester legend. „Liebes, Süßes, was hat dich nur so verwandelt?“

„Laß mich!“ rief Irmengard heftig, und wie ein Schauer lief es durch die zarte, mädchenhafte Gestalt. „Ich sehne mich nur hinaus aus der Enge, gerade wie du, und wenn es mir nicht gelingt, die Fesseln zu sprengen, dann begehle ich etwas ganz Ungeheuerliches, verlaß dich darauf, ich tue es!“

„Kind, Kind,“ mahnte die Schwester, „ich kenne dich ja gar nicht wieder.“

„Kennen?“ Als ob mich überhaupt jemand kennt. Zum Nichtstun geboren und zum Nichtstun erzogen. Oft habe ich mir schon brennend gewünscht, irgendein Kind aus dem Volke zu sein, dem Arbeit seines Lebens Zweck und Ziel, Arbeit, die wir nicht kennen, die uns nicht befriedigen kann, weil sie nicht mit uns groß geworden. Arbeit, die in unseren Kreisen noch als Schande gilt. Nicht mal als Gesellschafterin kann unsereins ein Unterkommen finden, weil jeder und mit Recht glaubt, daß unser Stand uns zu Ansprüchen berechtigt, die niemand erfüllen kann.

Du weißt, Tante Bella hat uns eindringlich erklärt, daß wir jetzt Ernst machen müßten, daß ihre Mittel erschöpft sind. Ihr bißchen Geld haben Onkel und Tante, um höheren Zinsfuß zu haben, auf Leibrente gegeben. Wenn sie sterben, stehen wir ohne alle Mittel und nur mit tausend Ansprüchen da. Was bleibt uns also anderes übrig als eine reiche Heirat?

Du bist auf dem besten Wege dazu. Dein Verlobter ist nicht nur reich, er liebt dich sogar, er verwöhnt dich und trägt dich auf Händen. Und wenn ich ihn persönlich auch nicht sehr mag, weil er ewig Moral verzapft, so ist er doch ein ganzer Kerl von tadellosem Charakter. Da kommt nun irgendein Subjekt, daß man gar nicht kennt, durch die Luft geschwirrt, macht dir ein Paar schöne Augen, redet von tausend zarten Dingen, die kein anderer Mensch versteht, und du bist wie verhext und verzaubert und fragst nicht danach, ob du dir dadurch dein ganzes Lebensglück zerstörst. Wie denkst du dir denn das eigentlich? Willst du vielleicht mit diesem famoson Mister Wood nicht nur in der Luft, sondern auch von der Luft leben? Denn, daß so was irgend etwas hat, wirst du doch nicht glauben, höchstens Schulden oder eine Frau und sieben Kinder.“

„Hör' auf!“ schrie Ingelid gequält auf, beide Hände gegen die Ohren pressend, während die dunklen Brauen über der weißen Stirn sich schmerzlich zusammenzogen. „Warum quälst du mich nur so? Ich gebe dir mein Wort, zwischen mir und Mister Wood besteht nichts. Er interessiert mich, ich bin gern in seiner Gesellschaft, er ist mir der liebste Sportgenosse, aber Leos Rechte werden dadurch in keiner Weise angetastet.“

Irmengards roter Mund verzog sich geringschätzig, während sie der Schwester das korallenrote Crèpe-de-Chine-Gewand mit einem lichtgrauen, perlenbesetzten Gazeüberkleid zuhakte.

„Das denkst du so, Ingelid, ich aber, ich sehe mehr, und dann packt mich eine Angst, eine schreckliche Angst, Ingelid, um euch beide, um dich und Leo. Du stehst an einem Abgrund, Ingelid, und du siehst ihn nicht! Komm' doch zu dir, ich bitte dich!“

Fast zärtlich hatte sie jetzt der Schwester ihre schlanken Arme um den weißen Hals gelegt.

Die hohe Gestalt der Aelteren neigte sich flüchtig

zu der etwas kleineren Schwester hernieder. Zärtlich streichelte sie ihr die glühenden Wangen.

„Du siehst Gespenster, Kleine. Alles das, was du von mir behauptest, könnte ich dir zurückgeben. Du weißt, daß dich der Prinz nicht so liebt, wie du geliebt sein möchtest, und du trachtest democh danach, seine Gattin zu werden. Ich schäme mich in deine Seele hinein, Irmengard. Aber selbst wenn es dir gelänge, Prinz Günter zu einer Erklärung zu bringen, so weißt du doch ganz genau, welche Hindernisse sich einer Verbindung mit ihm entgegenstellen würden.“

„Da täuschest du dich gründlich. Wir sind Reichsmittelbare, und Schwarzeneck ist keine regierende Linie.“

Das sollte mein geringster Kummer sein. Im übrigen kann ich dir verraten, daß der Prinz bereits gestern um meine Hand angehalten hat.“

„Und du hast ihn abgewiesen?“ rief Ingelid, wie erlöst aufatmend.

„Wie kannst du mich nur für so närrisch halten. Tante Bella würde mich ja steinigen. Nein, ich habe mir Bedenkzeit ausgebeten. Seit der Stunde glüht der Prinz lichterloh. Ich halte es für notwendig, die Männer ein wenig zappeln zu lassen. Wie machen sie es denn mit uns? Erst tun sie, als wenn sie sterben müssen, wenn wir sie nicht erhören, als ob sie nicht atmen könnten ohne uns, und dann genügt es, wenn irgendein hergelaufenes Frauenzimmer sie mit schönen Augen lockt, um ihre Liebe zu uns auszulöschen, als wäre sie nie gewesen.“

Zärtlich zog Ingelid den blonden Kopf der Schwester gegen ihre Brust.

„Meine arme Kleine,“ flüsterte sie liebevoll, „tut es noch immer weh?“

„Nein, gar nicht.“ wehrte Irmengard trotzig, sich von Ingelid losmachend, „das ist längst vorbei. Aber weißt du, als ich ihn da neulich in der oberen Schweizerhütte so unvermutet wiedersah, als Sklaven dieses Weibes, das ich nun einmal nicht achten kann, da sagte ich mir, er ist bestraft genug dafür, daß er mich und unsere Liebe verraten. Sahst du nicht die tiefen Schatten um seine Augen, die Schmerzensfalten um seinen Mund und die Furchen auf der Stirn? Sie offenbaren mir, daß er gelitten hat, vielleicht mehr als ich, und ich freue mich dessen. Einen Augenblick war ich nahe daran, schon seinetwegen dem Prinzen unverzüglich mein Jawort zu geben, das wilde Triumphgefühl auszukosten, ihm als die Braut eines anderen gegenüberzutreten, aber ich spare mir diesen Clou noch für später auf. Er soll erst wieder, wie einst, lichterloh in Flammen stehen, und dann, dann will ich ihn zurückgeben, was er mir einst gesagt hat: „Mein Herz ist anderweitig gefesselt.“ Ach, wie lechze ich nach dieser Stunde. Heimzahlen will ich ihm jede Träne, die ich heimlich um seine Untreue geweint, jeden Seufzer, der ihm gegolten.“

„Irmengard, du frevelst. Er gehört einer anderen.“ Das schlanke Mädchen delhte lässig die weichen Glieder und blinzelte in das elektrische Licht.

„Was tut's,“ kicherte sie, „ich lache ja doch über ihn! Max von Köpping hat mich nicht umsonst betrogen. Was ich geworden bin, das hat er aus mir gemacht.“

Schade ich ihm, so trifft ihn das eigene Schwert, die eigene Schuld.“

„Vielleicht war er gar nicht so schuldig, Kind. Wer weiß, welche Verhältnisse ihn zwangen. Wer kennt die vielverschlungenen Wege des menschlichen Herzens! Wie ein Glücklicher sieht Max von Köpping nicht aus, Irmengard, und darum meine ich, spiele nicht mit ihm und nicht mit dem Prinzen. Es ist deiner nicht würdig, so kleinliche Rache zu

nehmen und dabei vielleicht noch dein Lebensglück zu opfern.“

„Lebensglück?“

Irmengard, die sich soeben in die Wellen ihres Haares dicht über den kleinen Ohren ein paar große, weiße Chrysanthemen schob, lachte spöttisch auf. sentimentale Närrin, du, die du so klug sein solltest

„Tante Bella hat ganz recht, du bist doch eine und so klug sein muß, wenn du nicht kläglich Schiffbruch leiden willst.“

„Zum Donnerwetter, ihr Mädels, seid ihr denn noch nicht fertig?!“ polterte draußen Onkel Gerwins Stimme, und seine Hände pochten energisch gegen die Tür. „Tante Bella ist schon in allen Zuständen. Die Suppe wird kalt, die der Kerl von Kellner nach dem Klingelzeichen ohne Verzug auf den Tisch setzt, und der Boy meldete schon, daß der Prinz in der Halle auf uns wartet.“

Himmelbombenelement, jetzt macht aber schnell, ihr Rackers, denn sonst wird sie noch ganz giftig!“

„Da sind wir ja schon, Onkelchen!“ lachte Irmengard. „Gefalle ich dir?“

„Hm“, machte der Alte, indem er sich den Smoking fester um die lageren Glieder zog und das Einglas tiefer ins Auge drückte. „Was soll bloß das Gummle über den Ohren? Siehst wie ein Wüstenschaf aus. Na, es mag wohl Mode sein. Der Prinz hat ooch so 'n großes, weißes Biest — Chrysanthemen heeßt ja woll das Ding — im Knopfloch, wie 'n mächtigen Ordensstern.“

„Quatsch doch nicht, Junge!“ fuhr Tante Bella dazwischen, die in ihrer lichtgrauscidenen Staatsrobe auf dem Korridor rauschte, während sie mit bitterbösem Gesicht halb zurückgewandt zu den hinter ihr hergehenden Schwestern sagte:

„Na, wartet man, euch will ich es noch beibringen. Onkel und Tante auf euch warten zu lassen.“

Gleich darauf aber glätteten sich ihre erregten Mienen. Ein holdseliges Lächeln legte sich um ihren Mund, als sie am Fuße der breiten Treppe in der Halle den Prinzen gewahrte, der ihr galant die Hand küßte und mit aufleuchtenden Augen Irmengard grüßte, die ihm lässig die feine Hand entgegenreichte.

Das Diner hatte schon begonnen. Man aß in den verschiedenen Speisesälen gemütlich an kleinen Tischen mit rotverschleierten Lampen. Ueberall dufteten frische Blumen, die Damen waren in großer Toilette, denn nach dem Essen sollte, wie immer an Sporttagen, getanzt werden.

Sportgespräche schwirrten herüber und hinüber.

Die beiden schönen Mädchen, die mit dem Prinzen hinter dem alten Geschwisterpaar herschritten, erregten allgemeine Aufmerksamkeit.

Natürlich fiel es sofort auf, daß der Prinz heute mit ihnen an einem Tische speiste. Einige Damen bemerkten auch, daß er ebensolche weißen Chrysanthemen im Knopfloch trug, wie sie Irmengards kleine Ohren schmückten.

Und noch einer hatte es gesehen. Max von Köpping, der mit seiner Frau allein an einem kleinen Tischchen dinierte und Irmengard wie eine Vision anstarrte, als sie mit hochmütig verzogenem Mund an ihm vorüberstreifte.

Weshalb empfand er plötzlich einen wehen Stich in der Brust? War er es nicht gewesen, der sie aufgegeben hatte, kalt, herzlos, grausam, weil ihm die Frau dort, die ihm so wohlgefällig essend gegenüber saß, in Banden schlug?

Verstört fuhr er mit der feingliederigen Hand über die blasse, bräunliche Stirn. Was sollte die Erinnerung?

„Schau, Maxerl,“ lachte Evelyn, ihm ihr Sektglas hinhaltend, das er gehorsam füllte, „da kann man ja

gleich auf das Wohl der zwei da trinken, die nix sehen und hören als nur sich. Man könnt' lachen über die verliebten Leut'.“

„Von wem redest du eigentlich, Evelyn?“

„Vom wem? Na, von dem blassen Rotkopf da und dem Prinzen. Jesses Maria und Josef, is das ein Getuel! Aber was schaut denn so wild, Maxerl? Hab' i was Unpassendes gesagt? Den ganzen Champus hast verschüttet. Gelt, das schmeckt gut?“

Und mit Behagen schlürfte sie den prickelnden Trank in ihrem Glase bis zur Neige.

Max von Köpping winkte mit finster gefalteter Stirn dem Kellner, der eine neue Serviette auflegte und eine neue Flasche in den Eiskübel stellte. Köppings samt schwarze, verschleierte Augen irrten plötzlich mit einem Ausdruck des Ekels über den weißen Hals seiner Frau, den eine kostbare Perlenkette schmückte. Das tief dekolletierte rosa Gazeleid, das ihre vollen Formen umschloß, dünkte ihm plötzlich in seinem flimmernden Glanz von Perlen und Edelsteinen hier sehr unpassend und herausfordernd.

Er seufzte leicht auf.

„Willst du mir einen Gefallen tun, Evelyn?“

„Gern, zwei für einen. Schieß mal los“, lachte sie, geschäftig eine Orange zerteilend.

„Laß uns heute dem Tanze fern bleiben. Ich bin totmüde. Das Bobrennen hat mich mehr angestrengt, als ich dachte. Außerdem wollen wir morgen schon früh heraus.“

„Warum nit gar? Wo i mi so gefreut hab', und wo ich schon allen versprochen hab', mit ihnen zu tanzen. Der Attaché und der Baron Torres und der junge Graf Otto Rotteck — ein liebes Kerlechen is der — nit? Da müßt' ich ja schon meine Großmutter sein, wenn i nit mitmacht.“

„Aber Evelyn, wenn ich dich bitte.“

„Ach was, Launen hast wie immer. Meinst, i hätt' di genommen, um bei dir zu versauern? Laß mi außi, sag i dir, sonst tut's dir nimmer gut.“

Sie hatte erregt und laut gesprochen. Ein drohender Blick aus ihres Mannes Augen ließ sie aber erschreckt verstummen.

Wenn er so aussah, dann war nicht gut Kirschenessen mit ihm. Man mußte es anders versuchen.

„Gelt, Maxerl“, bat sie zärtlich, ihm ihre kleine, weiße Hand mit den funkelnden Ringen über den Tisch hinüberreichend. „Sei doch nit fad. I hab' ja bloß dich allein, und ich will ja bloß dir zum Gefallen dasein.“

Köpping küßte seiner Frau gerührt die dargereichte Hand.

Wie unritterlich von ihm, daß Evelyn seine schlechte Laune büßen sollte!

Schon alle Tage hatte er sie gequält, und sie war immer lustig und freundlich geblieben. Er konnte ihr doch nicht mitteilen, was ihn quälte und drückte. Er konnte ihr doch nicht sagen, daß drohend, unheimlich drohend, ein schrecklicher Verdacht in ihm aufgetaucht sei, nämlich der, daß Evelyn ihn betrogen, als sie ihm damals die Beweise brachte, daß die Rothaarige, wie sie Irmengard mit Vorliebe nannte, mit ihm gespielt und daß sie sich über seine Gefühle lustig gemacht habe.

Aber nein, dazu war doch Evelyn viel zu harmlos. Sie war unvorsichtig, geradezu, nicht immer sehr vornehm in ihrem Denken und Benehmen, aber intrigant und gemein — nein, das war sie nicht.

Er sah ihr mit einem zärtlich lächelnden Blick abtittend in das rosig schimmernde Gesicht mit dem hellgefärbten Blondhaar über der weißen Stirn, und in demselben Augenblick fing er einen Blick von Irmengard auf, die in der Ecke des Saales gerade gegenüber saß und mit dem Prinzen von Schwar-

zeneck lächelnd anstieß.

Und wieder zuckte Köpping zusammen. War es Hohn, war es Weh, das um die schmalen, roten Mädchenlippen dort zuckte?

In den grünfunkelnden Augen tanzten irre Lichter, und plötzlich gewahrte er, daß Irmengard schön war, viel schöner noch als das Bild in seiner Erinnerung, und er schauerte plötzlich leicht zusammen. Sein Blick flog unwillkürlich zu seiner Gattin. Sie sah glänzend aus, blendend, und ihre Augen strahlten liebeglühend in die seinen. Und doch meinte er plötzlich unter der Schminke tiefe Falten und Runzeln in der schlaffen Haut zu entdecken, und wieder kam ihm das Gefühl eines leisen Ekels.

Mit Gewalt raffte er sich zusammen. Hatte er darum alles geopfert — das blasse Mädchen dort mit den weißen Chrysanthenen, seine Familie, ja fast seine ganze gesellschaftliche Stellung? Nein, es waren Spukgestalten, die ihn äfften.

Evelyn spähte noch immer lächelnd in sein Gesicht. Sie mußte ihn schon kennen, denn siegesgewiß lachte sie ihn an.

„Gelt, mei Maxerl, wir bleiben und tanzen, gelt?“

Er nickte ihr mit einem erzwungenen Lächeln zu.

Ihre Augen funkelten auf. Noch war ihre Macht über Männerherzen nicht gebrochen, das spürte sie triumphierend, und diese Macht wollte sie erproben, auch an dem Engländer da, der soeben so stolz und hochaufgerichtet durch den Saal schritt, ohne sie zu grüßen.

Aller Augen wandten sich Mister Wood zu, der augenscheinlich nur zu dem Ball von Sanssouci herübergekommen war und jetzt dem Tisch der Rottecks zuschritt.

Evelyn atmete schwer.

„Es ist unerträglich heiß hier“, seufzte sie. „Wollen wir in die Halle gehen?“

Max stand sofort auf, reichte ihr das goldene, mit Brillanten besetzte Täschchen, den Strauß von mattrosa Nelken, den er ihr vorhin gebracht, und ihren großen, weißen Straußenfederfächer.

Galant bot er ihr den Arm, und ihre funkelnde Schleppe rausehte über den Teppich. Und überall verstummten an den Tischen die Gespräche, ein Staunen lag in aller Augen und ein verstohlenes Flüstern auf den Lippen.

„Sie war ja bei der Operette“, hörte Köpping plötzlich ganz laut eine Stimme sagen.

Er ließ Evelyns Arm fallen.

Drohend blitzten seine Augen auf. Er wollte auf den Sprecher, einen jungen Offizier, zusehreiten und ihn zur Rede stellen, aber Evelyn zog ihn fort.

„Sei doch gescheit, Maxerl. Is das a Schand? Der Bubi da hat doch die Wahrheit gesagt. Mach' kein Aufhebens, das ist das klügste.“

Köpping preßte die Lippen fest aufeinander.

Sie hatte recht. War es denn eine Beleidigung, was der junge Fant da ausgesprochen hatte? Nein, nur die Wahrheit, und er hatte sie wie einen Schlag ins Gesicht empfunden.

Er atmete wie befreit auf, als er in die weite, gemütliche Halle trat, die noch ganz leer war.

Im Saal erstarben jetzt die letzten Laute der Tafelmusik, während sich Köpping müde in einen der bequemen Korbsessel fallen ließ, von dem er die breite Treppe, die nach dem Tanzsaal führte, übersehen konnte.

Hier mußte Irmengard vorüberkommen, wenn sie in den Ballsaal wollte. Hier mußte ihre Schleppe fast seinen Fuß streifen, hier mußte sie ihn ins Auge sehen.

Und er wollte heute etwas in ihren Augen lesen — die Bestätigung dessen, was qualvoll sein ganzes Sein durchwühlte. Er wollte wissen, ob sie den

Prinzen wirklich liebte, wie es Evelyn, vor Jahresfrist bereits behauptet hatte.

Warum drängte es ihn, sich diese Gewißheit zu verschaffen? Welches Recht hatte er noch an der Kontesse Rotteck?

Er sah seine Frau jetzt mit Herrn von Sutheim seherzen, der sich soeben eine der großen, rosa Nelken, die sie ihm aus ihrem Strauß reichte, an seinem schwarzen Fraack befestigte. Und dann sah Max plötzlich, daß Sutheims Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf dem Antlitz und der Gestalt Evelyns ruhten. Und wieder war es Köpping, als hätte er einen Schlag ins Gesicht empfangen.

Erregt sprang er auf. Als er zu seiner Gattin trat, war Sutheim schon gegangen, und im Tanzsaal wurden schon die Geigen gestimmt.

Da reichte er seiner Frau den Arm, um sie hinaufzuführen. Auf Irmengard von Retteck wollte er hier nicht warten. Was scherte ihn das rotblonde Geschöpf mit seinem krapriziösen Wesen und dem kaltlächelnden Mund! Nein, er haßte sie fast in diesem Augenblick, je ihm immerfort in Konflikte trieb. Geliebt hatte er sie wohl nie.

Und die Geigen jauehzten da oben auf.

Süß klangen die Weisen — loekend, wie in alten, ach, nur zu schnell verrauschten Zeiten.

Der Tanz war aus und die Jugend dahin. Nun kam nur noch das Vergessen.

„Welkende Mohnblüten“ spielte die Musik, da trat er mit Evelyn in den Ballsaal.

* * *

„Bitte, Mister Wood, kaufen Sie mir ein Los ab“, schmeichelte Ursula von Oertzen, indem sie dem Flieger, der in der Mitte des Saales stand, ein zierliches Körbchen unter die Nase hielt.

„Verführerin“, drohte dieser schalkhaft, indem er mechanisch einige Lose nahm und in das reizvolle, jugendfrische Gesichtchen Ursulas blickte, die aus strahlenden Blauaugen zu ihm auf sah.

Sie schaute aber auch zu holdselig aus, die Kleine. Das duftige, rosa Gazekleidchen ließ die zierlichen Füße in rosaseidenen Schuhen und Strümpfen frei, und den schlanken Hals, auf dem sich das blonde Köpfchen keck emporhob, schmückte ein goldenes Kettchen. Die dicken, blonden Zöpfe waren über jedem Ohr zu einer kleidsamen Schnecke gedreht, die ein Kränzlein von Rosenknospen umschloß.

„O weh, o weh, mein Portemonnaie, möchte ich jetzt mit irgendeinem modernen Komponisten ausrufen!“ rief James amüsiert, als ihm Ursula noch ein paar Lose mit bittendem Blick in die Hände schob.

„Das schadet nichts, Mister Wood“, beruhigte sie ihn, ihm gönnerhaft zunickeend. „Es ist alles für einen guten Zweck, und da soll die Linke nicht wissen, was die Rechte tut.“

„Na, das weiß sie hier aber ganz genau, gnädiges Fräulein. Reicht's?“

Er ließ ein funkelndes Goldstück in die kleine Mädchenhand gleiten.

Sie sah den Engländer prüfend an, und der Schalk blitzte in ihren Augen auf.

„Wie gut Sie sind, Mister Wood. Alles für das Säuglingsheim und sonstige Barmherzigkeit. Das ist nett von Ihnen. Wollen Sie auch gegen mich mal wohlthätig sein?“

Fragend sah der Flieger in das holdselig errötende Kindergesicht.

„Wenn ich kann, gnädiges Fräulein, gern.“

„Na, dann küssen Sie mir mal meine Hand, aber recht schnell und ein bißchen feurig. — So ist's recht — der hat gegessen. So, und nun tanzen Sie

mit mir, aber vorsichtig, daß wir die Lose nicht verschütten.“

Mister Wood flog, ohne es zu wollen, mit dem strahlend glücklich aussehenden Kerlchen durch den Saal.

Endlich schien sie genug zu haben, denn tief aufatmend hielt sie inne.

„Schönen Dank, Mister Wood, es war lieb von Ihnen.“

„Halt, mein kleines Fräulein, so leichten Kaufs kommen Sie nicht davon. Wer sollte denn geärgert werden?“

„Das haben Sie gleich gemerkt? Ach, wie schade. Meine gute Mutter da drüben blickt auch schon ganz ängstlich. Na, ich habe wohl wieder etwas sehr Dummes angestellt? Schadet nichts, ich weiß ja, Sie nehmen es mir nicht übel.“

„Warum gerade ich nicht, gnädiges Fräulein?“

„Na, Sie sind doch schon ein alter Herr“, meinte sie mit treuerzigen Augen. „Hätte ich einen der jungen Herren da drüben zum Handkuß, den ich wirklich ganz notwendig brauchte, in den Saal beordert, die wären ja vor Selbstgefälligkeit ganz rappelig geworden. Sie aber, Mister Wood, das weiß ich, Sie reden sich nichts ein. Sie haben ja schon graue Haare, da kann man schon Vertrauen zu Ihnen haben.“

„Nein, ich rede mir nichts ein, Kind“, gab er ernst zurück, indem er sich mit der Hand über das schlichte Haar strich, das an den Schläfen schon einige weiße Streifen zeigte.

Ursula nickte ihm dankbar zu und flatterte dann, Lvergnügt ihre Lose anbietend, weiter. Der Engländer aber starrte dem holden Geschöpfen nach, und wie Bitternis kam es plötzlich in seiner Seele.

Also so alt war er schon, daß die Kleine ihn für ganz ungefährlich hielt und ihn dazu benutzte, irgendeinen Verehrer zu ärgern?

„Weiber, Weiber!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Selbst dieses reizende, kleine Ding ver-rät schon die rechte Eva. Na, ich kann ihr ja den Gefallen tun. Aber merkwürdig ist es doch, daß es da im Innern einen wunden Punkt gibt, an den das Kind mit keckem Finger gerührt.“

In demselben Augenblicke wurde er etwas rückwärts geschoben. Eine Schaar junger Mädchen, die Töchter Oberhofer Ortsangehöriger in der Thüringer Bauerntracht, schleppten eine Erntekrone mit bunten Bändern und Thüringer Brezeln in den Saal, um welche sie einen anmutigen Reigen aufführten.

Es war ein hübsches, lebensfrohes Bild, das überall freudigen Beifall fand.

Nur Mister Wood sah nichts davon. Ueber die hübschen, rotwangigen Tänzerinnen in den bunten Röcken hinweg gewährte er am anderen Ende des Saales Ingelids hohe Gestalt an der Seite des Prinzen, der, wie es schien, eifrig auf sie einsprach.

Wie königlich ihre Ersehnung wirkte, und wie seltsam es unter den halbverschleierte Augen zu ihm herüber funkelte! Wie magnetisch angezogen fühlte sich der Engländer von diesem Blick. Am liebsten wäre er sofort zu Ingelid geeilt, aber die tanzenden Mädchen trennten ihn von ihr, und er mußte warten. Seine buschigen Augenbrauen zogen sich finster zusammen, und lebhaftes Ungeduld malte sich in seinen Zügen.

Wie die Augen des Prinzen so eindringlich zu Ingelid sprachen! Was wollte er nur von ihr?

James Wood fühlte plötzlich, wie ihm das Blut siedendheiß durch die Adern schoß. Er hatte das Gefühl, als müßte er seine holde weiße Frau — die sie für ihn blieb, trotzdem sie heute ein farbiges Gewand trug — von der Seite des Prinzen reißen, als

müßte er sie allein zu sich herüberretten in seine Arme, an sein Herz.

Wohin sollte das führen? Was sollte nur daraus werden? Jetzt sah er auch Sutheim, Baron Torres und andere Kavaliere zu Ingelid treten, wohl um sich einen Tanz zu sichern. Wie ein Gefühl tiefer Ohnmacht und Erschöpfung kam es plötzlich über ihn. Sie war eines anderen Eigentum, und er — er fühlte sich zum erstenmal in seinem Leben nutzlos, wo es galt fest zuzupacken, um das Glück zu erjagen. Etwas in den dunklen Augen des fremden Mannes, der ihr Verlobter war, bannte ihn. Nur ein Mensch hatte diesen Ausdruck im Gesicht, und das war seine Mutter. Mit diesem Blick hatte sie ihn angesehen, wenn sie seine leichtsinnigen Jungensstreiche verhindern wollte.

War das hier auch ein Dummerjungenstreich, und die Augen des Grafen von der Decken warnten ihn deshalb wie die seiner Mutter? Nein, er war hier in den deutschen Landen ein Träumer geworden, das deutsche Blut in ihm war emporgewallt und hatte ihn um seine Kaltblütigkeit gebracht.

Was scherte ihn der Mann, der, trotzdem ihm die Gefahr, die seiner Braut durch einen anderen drohte, nicht verborgen sein konnte, doch seelenheiter fort-reiste und sie allein ließ!

Noch war Ingelid ja nicht Graf von der Deckens Weib, noch war sie für ihn, James Wood, nicht unerreichbar. Was focht es ihn an, wenn der andere in dem Kampf, der gekämpft werden mußte, unterlag!

Und siegessicher flammte der Blick des Fliegers auf. Siegersicher schritt er, da sich soeben der Bauernreigen auflöste, durch den Saal, gerade auf Ingelid zu.

Er neigte sich tief vor ihr. Wortlos reichte er ihr den Arm, und sie legte den ihren ganz selbstverständlich hinein. Die anderen, vornehmlich Sutheim, traten mit leisem Staunen zurück.

„Der nächste Tanz ist mein“, flüsterte Wood Ingelid zu, mit ihr durch den Saal schreitend.

Sie neigte nur stumm das von dunklem Haar umrahmte Haupt.

„Ein königliches Paar“, ging es von Mund zu Mund, als die beiden dem Ausgange des Saales zuschritten, und selbst Tante Bella, die mit einigen älteren Damen und Herren in einer gemütlichen Ecke thronte deren scharfen Augen aber nichts entging, dachte:

„Schade, daß der Kerl nur ein Flieger ist und sonst wohl gar nichts.“

Wood und Ingelid standen jetzt allein in der grossen Halle vor dem Ballsaal. Einladend wies James auf die gemütlichen Korbsessel, die hier und da um kleine Tischchen gruppiert waren.

„Hier läßt es sich gemütlich plaudern“, ermunterte er.

Einen Augenblick zögerte Ingelid.

Tante Bella würde diese Isolierung natürlich mißbilligen. Sie hörte schon die Strafrede, die es heute abend noch geben mußte. Langsam ließ sie sich aber doch in einen der Sessel gleiten. Ihre Bewegungen hatten etwas Lässiges, fast Müdes, und ihre blauen, nach innen gerichteten Augen zeigten einen seltsamen, metallischen Schein.

„Draußen stürmt es“, begann Mister Wood gelassen, die Flamme des elektrischen Lichts gerade über seinem Sessel auslöschend, so daß ihre Plätze in einem leichten Dämmerlicht blieben, „und die Flocken fallen. Morgen wird der Wald wieder ein neues, weißes Kleid tragen, das ich heute an Ihnen, Gräfin, vermiss.“

Ingelid lächelte matt.

„Ja, es ist immer ein Ereignis, wenn ich mal



anders kleide, aber mein Verlobter liebt das Farbige, und ich hatte ihn eigentlich heute zurückerwartet.“
Dunkel stieg das Blut in das braune Gesicht des Fliegers.

„Was sollte jetzt die Erinnerung?“

„Ich kann Sie mir nur immer als die weiße Schneefrau denken, Gräfin, wie ich Sie zuerst sah, als das holde Winterweib, das die Flocken auf die Erde streut, weich und lind über Tal und Höhen, über Schmerzen und Leiden, das Winterweib, das mit linder Hand den Tod bringt und in deren Sphinx-Augen doch zu lesen steht: „Ich bringe dir Glück, ich leuchte zum Frieden.““

Ein halb spöttisches, halb bitteres Lächeln kräuselte Ingelids Lippen.

„Sie tun mir viel Ehre an, Mister Wood. Ihre Phantasie schafft Ihnen da Gestalten und Vorgänge, die es gar nicht gibt.“

„Doch, Gräfin, schon als Junge hörte ich davon. Meine Mutter erzählte mir die Sagen aus dem weisen Wald, und die Gestalten dieser Sage wurden lebendig, als ich zum erstenmal an Ihrer Seite durch den Wunderwald schritt.“

„Nun schwinden die Tage,“ gab die Gräfin gedankenverloren zurück, „wie lange noch, und unser weißer Wald wird nichts wie ein Traum gewesen sein.“

„Sie wollen fort? Sie wollen abreisen?“ rief James Wood, erregt aufspringend, um sich dann langsam wieder wie erschöpft in den Sessel sinken zu lassen.

„Nein, ich möchte noch bleiben. Ich weiß aber nicht, wie es Tante Bella bestimmt, und welche Nachrichten mein Verlobter bringt. Jedenfalls meine ich, daß unsere Tage hier gezählt sind.“

Ganz verstört sah er sie an.

„Das ist ja aber gar nicht möglich,“ preßte er endlich hervor, die Hände nervös ineinanderkrampfend, „die Rennen sind ja noch nicht zu Ende.“

„Natürlich bleiben wir noch für die nächste Rennzeit, aber das Wetter kann uns ja auch jeden Tag vertreiben.“

„Sie wollen mich nur schrecken“, murmelte er mit einem verzerrten Lächeln um den Mund.

„Nein,“ gab sie still zurück, „ich wollte Sie nur mahnen, daß die Winterträume unvermutet schnell zu Ende gehen. Eine einzige Nacht, und all die weiße Pracht löst sich in Tränen auf. Aber kommen Sie, Mister Wood, das ist unser Walzer, sonst versäumen wir ihn ganz.“

Er legte seinen Arm um ihre schlanke Taille. War es nicht, als ob er sie fest an sich zog? Tante Bella wenigstens hatte diese Empfindung. Ihre blaßblauen Augen funkelten vor Empörung auf. Sofort sollte Gerwin an Leo telegraphieren — der mußte unbedingt zurück.

Und während sie noch mit ihrem Bruder verhandelte und das Paar sich in den ersten Tanzrhythmen wiegte, da war plötzlich Evelyn dicht an Mister Woods Seite und lachte laut in die Tanzmusik hinein:

„Na, Glück auf, Mister Wood, in Erinnerung an die schöne Zeit, da wir noch zusammen tanzten.“

Der Flieger tat, als hätte er die Worte gar nicht gehört, aber Ingelid preßte die Lippen fest zusammen, und ihr Antlitz wurde blaß.

Nun waren sie schon weit von Evelyn, die jetzt mit Ingelids Bruder Ott tanzend durch den Saal wirbelte. Mister Wood aber flüsterte, sein Haupt dem schönen Mädchen zuneigend:

„Ingelid, sehen Sie mich nur einmal an, glauben Sie an mich?“

Und sie hob furchtlos den Blick und sah frei zu ihm auf, und dann sagte sie fest:

„Ja, ich glaube an Sie, Mister Wood.“

Inniger zog er sie an sich. Eine heiße Zärtlichkeit flammte über sein Gesicht, als er leise zu ihr sagte:

„Wollen Sie in einer stillen Stunde der nächsten Tage meine Beichte hören, Gräfin? Ich möchte nicht, daß diese Frau dort, die ich verachte, Gift in Ihre reine Seele träufelt. Ich möchte vor Ihnen nicht besser und nicht schlechter erscheinen, als ich bin, aber wahr, Gräfin, das möchte ich sein.“

Sie sah mit einem seltsam verschleierte Blick zu ihm auf, einem Blick, der ihm weh tat. Dann entgegnete sie:

„Ich höre gern, was Sie mir zu sagen haben, Mister Wood, ehe wir scheiden.“

„Ehe wir scheiden?“

Wie klang das erschauernd in seiner Brust wider. Und die Walzerklänge rauschten dazwischen, während er mit Ingelid durch den Saal flog. Noch hielt er sie in seinen Armen, noch fühlte er ihren holden Leib sich an den seinen schmiegen, noch fühlte er ihr Herz an seiner Brust klopfen.

„War es das lachende Glück,

Das mir vorbeigeschwebt?

War es der süße, goldige Traum,

Den man nur einmal lebt?

Sagt nicht alles in mir: Sei gescheit,

Heut winkt dir das Glück,

Versäum, versäum nicht die Zeit!“

spielte die Kapelle aus dem Grafen von Luxemburg.

Da fühlte er plötzlich, wie Ingelids Körper in seinen Armen ganz starr und schwer wurde. Besorgt sah er in ihr erblaßtes Gesicht. Seine Augen folgten den ihren, die mit leerem Ausdruck auf der Tür hafteten. Dort stand in seiner ganzen imposanten Männlichkeit Graf Leo von der Decken und sah dem Tanze zu.

Mister Wood faßte sich zuerst. In tadelloser Haltung führte er Ingelid ihrem Verlobten zu.

Einige höfliche, gleichgültige Worte herüber und hinüber, und Mister Wood war gegangen. Das Brautpaar stand sich allein gegenüber.

„Ich habe dich heute schon den ganzen Tag zurückerwartet, Leo,“ murmelte Ingelid.

Graf von der Decken küßte seiner Braut innig die Hand. In seinen Augen glühte es zärtlich auf, während er Ingelids Arm durch den seinen zog, um sie zurück in die Halle zu führen. An derselben wo sie vorhin mit Mister Wood gewellt, blieb er stehen und zwang sie in einen Sessel.

„Gönne mir ein paar Minuten, Ingelid, bevor ich Tante Bella und die übrigen begrüße. Es ist so stimmungslös drin in dem Saal. Hast du dich gut unterhalten, hast du getanzt?“

„Nicht viel,“ gab sie etwas verwirrt zurück, „aber ich habe Verpflichtungen. Hätte ich gewußt, daß du kommst, hätte ich keine Engagements angenommen.“

Er lächelte nachsichtig.

„Aber ich bitte dich, Ingelid, wenn es dir Spaß macht. Na, von deinen Siegen habe ich ja schon gehört. Also wieder den ersten Preis beim Ski-Damenwettbewerb? Macht es dir Freude?“

„Nein, gar nicht, Leo. Es war diesmal wirklich ganz unverdient, der reine Zufall.“

„Schade, daß ich dich nicht sehen konnte. Wie mir Ott erzählte, soll dein Sprunglauf geradezu großartig gewesen sein.“

„Ott übertreibt. Die Schneeverhältnisse am großen Sprunghügel waren gerade günstig, sonst wäre ich vielleicht mit meinen Skiern nicht so glücklich gelandet. Aber erzähle doch. War es wirklich so notwendig, daß du nach Wolfsau zurück mußt?“

„Ja, Ingelid, sehr sogar. Jetzt aber bin ich froh, daß ich wieder bei dir bin. Wollen wir nicht tanzen?“

Hör' nur wie die Musik lockt."

Ingeild strich sich mit der schlanken Hand über die blasse Stirn.

„Gern, Leo, aber willst du nicht erst Tante Bella und den Onkel begrüßen?“

Graf von der Decken seufzte komisch auf.

„Du hast ganz recht, Liebling. Wir wollen eilen, dann gehört uns bis auf deine Pflichttänze der Abend allein.“

Wie eine Königin schritt Ingelid an ihres Verlobten Seite durch den Saal, auf den Tisch zu, an dem Tante Bella, umringt von alt und jung, thronte und halb vergnügt, halb bissig ihre Weisheiten zum besten gab.

„Das habe ich ja gewußt, Leo, daß du ein ganzer Kerl bist“, lobte sie, als der Graf ihr die Hand küßte. „Du und nicht kommen, wenn du es mir versprochen hast. Na, quetsch dich mal 'n bißchen hier zu mir in meine Ecke, ich will mal verschiedenes fragen.“

„Danke, Tante Bella“, lachte der Graf zurück. „Wir wollen jetzt tanzen. Nachher stehe ich gern zur Verfügung.“

Und schon schwebte Ingelid in seinem Arm durch den Saal.

Tante Bella seufzte.

„So werden wir Alten in die Ecke geschoben“, klagte sie.

Onkel Gerwin aber lachte. „Du sitztest ja schon drin, Bella. Jugend will zur Jugend. Ist es nicht hübsch, daß wir so gut zugucken können?“

Ein halb verächtlicher, halb gerührter Blick traf den Bruder, der Riele Vossen mit altertümlicher Galanterie die Cour schnitt.

Er war immer in genügsames Hulm gewesen, der arme Gerwin, darum hatte er es auch zu nichts im Leben gebracht.

Und während Tante Bella Prinz Günter von Schwarzeneck, der nicht von Irmengards Seite wich, gnädig zulächelte und über Köppings Frau hochmütig hinweg sah, wenn Evelyn in ihrer ungenierten Art auf sie einsprach, dachte sie im innersten Herzen:

„Was hat nur der Leo? Seine Augen lachen, und doch liegt es wie ein Drohen dahinter verborgen. Mein Gott, er wird doch nicht etwa eifersüchtig auf diesen Luftikus sein, der sich, wie es scheint, glücklicher Weise zurückgezogen hat?“

Tante Bella spähte mit weit aufgerissenen Augen umher. Da stand Leo, während Ingelid jetzt mit dem Prinzen tanzte, und unterhielt sich mit Riele Vossen, für die er ja immer merkwürdig viel übrig hatte. Und jetzt, wahrhaftig, er tanzte sogar mit ihr.

Ott war auch wie besessen hinter der Vossen her. Na, sie sollten ja was haben, die Vossens. Aber Familie? Nicht auszudenken. Frischgebackener Adel. Der Alte hatte Kohlenwerke oder so was. Das war ja für Ott ausgeschlossen.

Und die Krabbe, die kleine Oertzen, machte sich auch so niedlich, und Ott hatte nicht nur ein, sondern sondern zwei Augen auf sie geworfen. Jetzt stürzte er schon wieder auf das freche Ding zu, und sie knickte und lachte ihm seelenvergnügt ins Gesicht, und dabei war der Balg so arm wie 'ne Kirchenmaus. Tante Bella verstand gar nicht, daß man so lachen konnte, wenn man so rein gar nichts hatte, wie die Oertzens.

Die Frau Regierungsrat, Kerlehens Mutter, saß da drüben auch so verloren an der Wand und lächelte, wenn jemand mit ihr sprach, während sie im Geiste gewiß überschlug, wie man sich zu Hause den Obernhofer Aufenthalt, der doch ziemlich kostspielig war, abhungern konnte. Aber die Köpping erst, was war das für eine Person. Wie rasend tanzte

sie. Vorhin mit Ott, der ja ganz begeistert schien — der Junge war nur zu leicht immer begeistert — dann mit Sutheim, der sie reichlich fest an sich gedrückt hielt, und jetzt mit dem Laffen, dem Baron Torres. Alt und jung bezauberte diese Kokette. Wenn sie, Tante Bella, nicht so gesteuert, Gerwin hätte wirklich vorhin auf seine alten Tage noch mit dieser Köpping das Tanzbein geschwungen.

Nicht genug, daß sie die leichtfertigen Mädels und den Sausewind Ott hüten mußte, jetzt fing auch Gerwin noch an, ihr Sorge zu machen, und der war doch wahrhaftig aus den Sause- und Brausejahren heraus. Was war denn aber das? Köpping, der sich bis dahin fast immer im Nebensaal aufgehalten, trat jetzt plötzlich auf Irmengard zu, die einen Augenblick, erhitzt vom Tanze, da drüben an der Tür gelehnt, um sie aufzufordern.

„Sie wird doch nicht annehmen“, dachte Tante Bella erschreckt.

Einen Augenblick sah sie Irmengards Augen dunkel, fast feindselig auflodern.

„Allbarmherziger Gott“, betete das zitternde Herz der Tante, „nur das nicht, nur das nicht.“

Aber ihr Gebet mußte keine Kraft haben, denn sie sah, wie Irmengards stolzes Köpfchen sich ein klein wenig und sehr hochmütig neigte, dann schwebte ihre schlanke Gestalt in Köppings Armen durch den Saal. — —

„Ich danke Ihnen, Komtesse“, sagte Köpping, indem sie die verschiedenen Figuren des „Two step“ mechanisch ausführte, „daß Sie mir gerade diesen Tanz gewälut. Er erinnert mich an alte glückliche Zeiten.“

„Die ich längst vergessen habe, Herr von Köpping. Die Zeit eilt so rasch, und die Bilder wechseln, daß man nur zu schnell vergißt.“

„Ich habe nichts vergessen, Komtesse, auch nicht die Melodie dieser alten japanischen Romanze, nach der wir tanzen.“

Irmengard lachte leise auf. Ein stolzes Funkeln war in ihren Augen. Wie eine Schlange wand sich ihr geschmeidiger Körper in dem seegrünen, glitzernden Gewande in Köppings Armen, und die weissen Chrysanthemem in dem goldfunkelnden Haar streiften fast seine Stirn.

„Ei, ei, mein werter Herr von Köpping“, spöttelte sie, „fast scheint es mir, als wollten Sie sentimental werden.“

„Nein, Komtesse, das will ich nicht. Ich möchte Sie nur etwas fragen, etwas, das mir nicht Ruhe läßt, das mich wieder und immer wieder quält, und das ich wissen muß, hören Sie, ich muß es wissen.“

Zwingend glühten seine dunklen Augen in die ihren, aber Irmengards spöttisches Lächeln wurde immer kühler unter seinen drohenden Blicken, und ihre Augen wurden kalt und starr.

„Sie müssen nichts wissen, mein Herr von Köpping. Ich wüßte nicht, was Sie von mir hätten erfragen können.“

Welkende Mohlblumblüten,
Welkende Tränen dran“,

spielte die Musik, und unwillkürlich zog Köpping die zarte Mädchengestalt enger an seine Brust.

Sie fühlte plötzlich, wie sein Atem heftig ging und kam, sie sah plötzlich in seinen Zügen ein schmerzliches Zucken und einen wilden, verbissenen Trotz. Ein helles Triumphgefühl kam über sie, das ihr im Augenblick fast den Atem raubte.

„Ich will wissen“, kam es dumpf zwischen seinen Zähnen hervor, „ob Sie damals, an dem Tage, als wir zum letztenmal zusammen tanzten, im Wintergarten eine Zusammenkunft mit dem Prinzen von Schwarzeneck hatten.“

„Das ist wohl möglich, ich kann mich absolut nicht mehr besinnen. Jedenfalls war es keine beabsichtigte. Aber darf ich vielleicht fragen, mit welchem Recht Sie ein derartiges Verhör mit mir anstellen?“

Unwillkürlich waren sie aus der Reihe der Tanzenden getreten. Sie standen am Eingang des Saales, und sie wußten beide, daß vielleicht hundert Augen sie beobachteten.

„Es ist also wahr“, kam es fast drohend von seinen Lippen.

„Und wenn es wahr wäre, was geht es Sie an? Bin ich Ihnen Rechenschaft schuldig?“

Seine Augen flammten über sie hin.

„Der Prinz steckte Ihnen dort einen Ring an den Finger, er küßte Ihre Hand.“

„Haben Sie es gesehen?“ fragte sie halb belustigt, halb grollend.

„Nein, aber man hat es mir berichtet.“

„Und wenn Sie nun falsch berichtet wären?“

„Das ist nicht möglich, denn ich selber kannte den Ring gut, den der Prinz oft getragen. Es war ein länglich geschliffener, auffallend großer Opal, der in einem hellen Feuer erstrahlte. Ich sah ihn noch denselben Abend an Ihrer Hand, Komtesse, und es war mir ein Zeichen, daß mir der Mund gelogen, der mir einst von Liebe sprach.“

Einen Augenblick war es, als taste Irmengard nach einer Stütze. Sie waren unwillkürlich bis zum Geländer der Halle zurückgewichen, wo die breite Treppe hinab in das Vestibül führte. Hier standen sie nun beide und sahen sich starr in die Augen.

Dann lachte Irmengard bitter auf.

„Wirklich, ganz reizvoll ausgedacht, mein Herr von Köpping, um Ihren Treubruch zu motivieren. Aber Sie brauchen sich wirklich nicht so plump — verzeihen Sie — zu entschuldigen, daß Sie die Operettendiva der Gräfin Rotteck vorzogen. Daß ich den Ring des Prinzen an diesem Abend trug, ist allerdings wahr. Ich bat ihn darum. Es war eine Spielerei, der Stein gefiel mir so. Der Prinz warnte mich, indem er erzählte, es ginge eine Sage, daß dieser Opal an zarter Frauenhand Tränen bedeute, unendliche Tränen.“

Ich wollte es erproben, und ich bat den Prinzen, mir den Ring für den Abend zu überlassen. Er wehrte sich erst, dann aber schob er mir den Ring auf den Finger und küßte mir die Hand, wie er sagte, mit einem Segensspruch, um die bösen Geister zu bannen. Wie Sie aber sehen, Herr von Köpping, hat mir der Ring kein Unglück gebracht, sondern“ — ihre Stimme stockte nun doch — „Glück!“

„Das erfuhr ich noch an demselben Abend, Komtesse, denn wie mir berichtet wurde, küßte der Prinz nicht nur Ihre Hand, sondern auch Ihren Mund.“

Eine flammende Röte lief über Irmengards Antlitz.

„Das ist eine Infamie“, rang es sich von ihren Lippen. „Wie können Sie es wagen“ —

Köpping faßte leidenschaftlich nach ihrer Hand, die sie ihm heftig entzog.

„Ich beschwöre Sie, Komtesse, keine Lüge in diesem Augenblick. Sie wissen nicht, wieviel für mich davon abhängt. Ist es wahr oder nicht?“

Empört funkelten Irmengards schillernde Augen auf.

„Was erdreisten Sie sich, Herr von Köpping?! Wenn Sie recht hätten, ginge das doch wohl nur mich an.“

„Ich muß es aber wissen!“ rief er zornig. „Dannals habe ich es geglaubt. Bis zum Wahnsinn hat es mich gepeinigt, alle Nerven hat es mir aufgepeitscht, und die Folge war, daß ich Hals über Kopf“ — hier stockte auch er — „hingung und eine andere freite.“

„Und zwar diejenigen, die Ihnen die Lüge aufge-

bunden. Pardon, Herr von Köpping, daß ich diese andere hier mit hineinziehe, aber Sie zwingen mich dazu, indem Sie Dinge berühren, die längst vergessen sind. Wie Sie mir selber später mitteilten, war Ihre Ehe eine freie Herzenswahl Ihrerseits, Sie sagten mir, daß Sie die Frau liebten, die Sie sich zur Gattin erwählt.“

„Irmengard, ich bitte Sie, nicht diesen Ton. Begreifen Sie denn nicht, daß ich wie wahnsinnig war, als ich von Ihrem Treubruch erfuhr, begreifen Sie denn nicht, daß Stolz und Schmerz mich der Frau in die Arme trieben, die es verstand, durch immer sich gleichbleibende Freundlichkeit und Zärtlichkeit mein wundes Herz zu trösten?“

Irmengard lachte bitter auf. Er sah wohl, wie ihre Lippen zuckten, und wie es in ihren Augen von verhaltenen Tränen funkelte.

„Das haben Sie sich wirklich sehr hübsch ausgedacht, Herr von Köpping. Es tut mir leid, daß ich nicht das geringste Interesse für Ihre Herzensangelegenheiten hege, die Sie mir so vertrauensvoll offenbaren. Ich dünke aber, es ist die höchste Zeit, daß wir diese Unterredung enden die nur zu lange schon gewährt. Damit Sie aber sehen, daß ich Ihnen nicht zürne, will ich Ihr Vertrauen in der gleichen Weise vergelten, indem ich Ihnen künde, was bis jetzt noch tiefstes Geheimnis war, daß ich mich heute mit Prinz Günter von Schwarzeneck verlobte. Sie sollen der erste sein, der es erfährt.“

Bleich, mit zuckendem Gesicht, stand Köpping vor dem schweratmenden Mädchen, dessen Brust wogte, und dessen Augen seltsam unter den langen Wimpern glühten.

Kein Laut drängte sich über seine Lippen, die sich krampfhaft öffneten und wieder schlossen.

Irmengard sah es mit einer wilden Freude.

„Er liebt dich noch immer“, jubelte es in ihrem Herzen, „er hat nie aufgehört, dich zu lieben, und er leidet nun, wie ich einst gelitten. O Tag des Glücks, daß ich ihn erlebe!“

„Meinen untätigsten Glückwunsch, Komtesse“, preßte Köpping dann mit einer tiefen Verbeugung hervor. „Verzeihen Sie, was ich Törichtes vorhin gesprochen, und nehmen Sie die Versicherung, daß Ihr Glück mein Wunsch ist.“

„Ich danke Ihnen, Herr von Köpping“, erwiderte Irmengard, herablassend das flimmernde Köpfchen neigend.

Sie merkte es nicht, daß dabei eine der weißen Chrysanthemen sich aus ihrem Haar löste und zu Köppings Füßen niederfiel. Sie schritt mit lächelndem, strahlendem Angesicht dem Prinzen entgegen, der vom Saal her zur ihr kam, um sie zum Tanze zu führen.

„Sie sehen so froh, so glücklich aus, Irmengard“, flüsterte er, den blonden Kopf zärtlich zu ihr herabniederbeugend, „ist Ihnen etwas Angenehmes begegnet?“

Irmengard lächelte verheißungsvoll zu ihm auf, während sie ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Ich bin nur mit mir ins reine gekommen, Prinz, und das ist doch immer ein Glück!“

„Und das Resultat, Irmengard?“

Die Stimme des Prinzen bebte vor tiefer, innerer Erregung, während er jetzt mit ihr durch den Saal flog.

„Ich gebe Ihnen das Recht, Prinz“, entgegnete sie, und Irmengards Stimme klang seltsam unflort, „schon morgen mit Tante Bella und Onkel Gerwin zu reden.“

„Irmengard, Geliebte!“

(Fortsetzung folgt)

Das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig

Der Tag steht in Kürze vor der Tür, da der gewaltige Riesenbau des Völkerschlacht-Denkmal's in Leipzig eingeweiht werden soll. Stolz ragt der Bau empor, an der Stelle, von wo aus Napoleon am verhängnisvollen Tage die Schlacht bei Propstheida lenkte. Es konnte fürwahr kein besserer Ort gewählt werden als dieser. Von hier aus umfaßt der Blick das Weichbild der Stadt in seiner ganzen Ausdehnung. Frei liegt das Denkmal da, auf der einen Seite sanft berührt von dem auslaufenden Villenviertel des Vorortes Stötteritz, auf der anderen an den weitläufigen Südfriedhof angeschmiegt, den jetzt auch das Krematorium ziert, und den Rücken schließlich gen Propstheida gewandt. Vor dem Denkmal ist ein großer bassinförmiger Teich angelegt, aus dem der Bau gleichsam hervorzutauchen scheint.

Die Idee eines Völkerschlachtdenkmals hat schon Ernst Moritz Arndt erwogen: „Das Denkmal muß draußen stehen, daß es ringsum von allen Straßen gesehen werden kann, auf welchen die verbündeten Heere zur blutigen Schlacht der Entscheidung herzogen. Soll es gesehen werden, so muß es groß und herrlich sein, wie ein Koloss, eine Pyramide, ein Kölner Dom.“ Wenn der Sänger der Befreiungskriege aus dem Grabe erstünde, würde er seinen Gedanken verwirklicht finden. Fast scheint es, als ob der Schöpfer des Denkmals, Professor Schmitz, bei der Anlage seines architektonischen Riesenbildes sich von dem Ausspruch des greisen Dichters habe leiten lassen. Von der Idee einer Pyramide ist er ausgegangen; ihre starre altertümliche Form hat er jedoch mit modernem Geiste durchbrochen und ein organisches Kunstwerk zu schaffen gewußt, das zugleich massig, stabil, beweglich und zeitgemäß wirkt.

Zuerst betritt man, nachdem man die 110 Stufen hohe Seitentreppe, die in das Innere des Denkmals führt, emporgeschritten ist, die 60 Meter hohe Bogenhalle, deren unterer Teil die sogenannte Ehrenhalle darstellt. Hier stehen, je zwei an eine Säule gelehnt, sechzehn Krieger in einer ernsten, in sich versunkenen Haltung. Sie halten die Totenwacht den unten bestatteten Helden. Es ist ein wehevoller, ruhiger Raum. Erhöht wird die Wirkung noch durch die gewaltigen Schicksalsmasken, welche in die acht Pfeiler hineingemeißelt sind. Dann tritt man durch einen Gang ins Freie. Das gesamte Schlachtfeld des 18. Oktober wird sichtbar, ja, noch weiter schleift der Blick über den Monarchenhügel hinweg bis zu den Grimmaischen Bergen. Noch mehrere Stufen hinauf in die zweite Abteilung der Halle: auf die Galerie, die von den acht Pfeilern getragen wird. Es ist der Ruhmessaal. Vier je $9\frac{1}{2}$ Meter hohe Kolossalfiguren sind in ihm aufgestellt. Sie sollen die Tugenden des deutschen Volkes darstellen: Tapferkeit, Begeisterung, Opferfreudigkeit und Glaubensstärke. In der dritten höchsten Abteilung stehen zwölf Krieger um die äußerste Kuppel, in ihrem Kreise die Freiheit, die das deutsche Volk sich erkämpft hat. Und über ihnen sollen schließlich in jedem Jahre am 18. Oktober weit hinausleuchtend in das Land die Freudenfeuer lohen.

Nur wer das Denkmal in seinen ersten Anlägen hat entstehen sehen, wird das Gewaltige und Massive dieses Baues vollkommen begreifen. Aus Schutt und Abfällen ist der Berg gehäuft worden, auf dem sich der Bau erhebt. Jahre rastloser Arbeit hat es gekostet. Jetzt freilich kann der Uneingeweihte kaum ahnen, welches Riesenwerk hier geleistet werden mußte. Einige Summen und Maße mögen einen Begriff geben. Die leihweise Ueberlassung des Ge-

rüstes für die Zeit des Baues hat 300.000 Mark verschlungen; das Gerüst, Balken an Balken gelegt, hätte eine Länge wie von Leipzig bis Kiel. Eine einzige der zwölf Meter hohen Wächterfiguren am Zinnenkreuz des Denkmals hat ein Gewicht von 40000 Zentnern! Noch bedeutender sind die Maße der vier allegorischen Figuren in der Galerie über der Krypta. Eine solche Figur, zu der an die 100 Granitblöcke erforderlich sind, wiegt ungefähr 500 Zentner. Das Riesenrelief des Denkmals, das die hohe Gestalt des Erzengels Michael auf einem Kriegswagen darstellt, hat eine Breite von 60 Metern, die Adler, die majestätisch daherfliegen, haben eine Flügelspannweite von 10 Metern. Die Schrift über dem großen Relief „Gott mit uns“, hat eine Buchstabenhöhe von 1,80 Metern, und zu jedem Buchstaben war ein Steinblock von etwa 100 Zentnern erforderlich.

Ungeheure Mengen von Granit sind für das nun seiner Vollendung entgegengehende Völkerschlacht-denkmal verwendet worden. Zur Anfuhr kamen 26.500 Steinblöcke, meist Beuchaer Granit. Die Blöcke nahmen einen Raum von 12.500 Raummeter ein. Da ein Raummeter Beuchaer Granit 57 Zentner wiegt, so beläuft sich das Gesamtgewicht der fürs Völkerschlachtdenkmal verwendeten Steine auf 712.500 Zentner. Wollte man diese Steinmassen in einen einzigen Güterwagen verladen, so müßte dieser eine Länge von etwa 35 Kilometer haben. Die größten Steine sind zu den Sphinxköpfen verwandt worden, die sich an den Aufgängen zum Denkmal befinden; jeder wiegt ungefähr 350 Zentner.

Die Einweihung des von Professor Metzner plastisch geschmückten Denkmals findet am 18. Oktober d. J. im Beisein des deutschen Kaisers und des Königs von Sachsen sowie vieler anderer deutscher und außerdeutscher (österreichischer und russischer) Fürstlichkeiten statt. Der Festplatz wird Raum für 60.000 Personen bieten, außerdem werden unmittelbar an das Denkmal Tribünen mit 4000 nummerierten Sitzplätzen angebaut. Offizielle Einladungen ergehen nicht, dagegen kann jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau gegen Lösung einer Festkarte an der Feier teilnehmen. Der Preis für eine solche einschließlich der zur Ausgabe gelangenden, reich ausgestatteten Festschrift und der bronzenen Festmünze und einmaligen Besuches des Denkmals ist für Einzelpersonen auf 5 Mark, für Mitglieder von Vereinen, die geschlossen auftreten, auf 3 Mark festgesetzt. Tribünensitzplätze kosten einschließlich der Festkarte 105 Mark. Anmeldungen für Einzelpersonen und für Vereine sind zu beziehen von der Geschäftsstelle des Deutschen Patriotenbundes, Leipzig, Blücherstraße 11, die auch jede nähere Auskunft bereitwilligst erteilt.

Verfall des Napoleon-Hauses auf St. Helena

Ueber die Vernachlässigung des Wohnhauses und des Grabes Napoleons auf St. Helena, die letzten Spuren, die an die Gefangenschaft des Kaisers erinnern, klagt Alberic Cahuet in einem kürzlich erschienenen Buche, das „Nach dem Tode des Kaisers“ betitelt ist. „Man will,“ schreibt er, „wie es scheint, die Kredite, die uns gestatten, den französischen Besitz auf St. Helena in leidlichem Zustand zu erhalten, einschränken oder gar ganz streichen. Besonders umfangreich ist der Besitz nicht: er besteht in einem wackeligen Hause und einem leeren Grab, die beide im Jahre 1858 von der Regierung Napoleons III. für den recht anständigen Preis von 178.565 Frank angekauft wurden, nachdem man fünf Jahre lang darum gefeilscht hatte. Da die Ver-

äußerung selbst des kleinsten Teilchens britischen Gebietes an eine fremde Macht durch die englische Gesetzgebung verboten ist, mußten erst allerlei Hintertüren geöffnet werden, ehe das Geschäft zustande kam; das Kabinett von Windsor wollte damals aber den Tuilerien gefällig sein, und so wurden im Mai 1858 das Wohnhaus und das Grab des Kaisers Napoleon als französisches Eigentum in das Grundbuch von St. Helena eingetragen. Der Kauf machte wenigstens der schamlosen Ausbeutung, der das Grab des Kaisers seit 1840, dem Jahre der Ausgrabung der kaiserlichen Leiche, gewesen war, ein Ende. Alles, was von Fremden als Erinnerung an den Besuch auf St. Helena mitgenommen werden konnte, bildete den Gegenstand eines schwunghaften Handels. Selbst die Graberde wurde verkauft und immer wieder erneuert, um von neuem verkauft zu werden. Ein gewisser Salomon, der in Jamestown als französischer Konsul fungierte, obwohl er kein Wort Französisch verstand, zog als Gastwirt und Wagenmieter großen Nutzen aus der Napoleon-Industrie. Das alles wurde nun anders. Das Haus in Longwood wurde restauriert, die Begräbnisstätte wurde durch ein neues Gitter geschützt und das Grab selbst mit Steinplatten belegt. Dann erschien ein Major von Rougemont, der unter dem ersten Kaiserreiche gedient hatte, als Konservator des Grabes und des Napoleon-Hauses auf der unwirtlichen Insel.

Noch heute interessieren die Spuren der Gefangenschaft Napoleons die Reisenden, besonders die Engländer und die Amerikaner; besonders die Fremdenbücher weisen jedes Jahr tausend und mehr neue Eintragungen auf. Das Napoleon-Haus befindet sich dabei wieder in einem kläglichen Zustande, und es gibt dort kaum noch etwas zu sehen. Alle Türen stehen offen. In dem ersten Zimmer, das man betritt, dem Sterbezimmer des Kaisers, befindet sich ein kleiner Altar und ihm gegenüber die Büste des Kaisers. Ein hölzernes Geländer bezeichnet die Stelle, wo Napoleon den letzten Seufzer tat. Alle anderen Zimmer sind leer. Besser erhalten als das Haus ist das von einer Fülle roter Geranien umgebene Grab. Die französische Regierung scheint jedoch an der weiteren Erhaltung dieser Napoleon-Stätten kein Interesse zu haben, und der gegenwärtige Aufseher des Besitztums, ein Herr Roger, hat schon mehrere Male, weil man ihm sein Gehalt entziehen wollte, nachweisen müssen, daß die Beaufsichtigung dringend nötig sei, weil die Eigentümer der umliegenden Besitzungen nur darauf warten, daß der Wächter fortgeschickt werde: sie würden dann sofort ihre Herden in das Napoleon-Tal treiben und das Grab kahl fressen lassen. Aber in Frankreich läßt man sich auch dadurch nicht irritieren, und man betrachtet Longwood und das Grab als eine unnötige Belastung für das Budget des Ministeriums des Außern, obwohl für diesen letzten Napoleon-Kult jährlich nicht mehr als 9000 Franken ausgegeben werden. Das Haus des Kaisers wankt und wackelt immer mehr; Wind und Regen haben es so unterwühlt, daß es eines schönen Tages einstürzen dürfte.

Vermischtes

Wie Kaiser Wilhelm telegraphiert. Der ungeheuerliche Mißbrauch, der in Straßburg mit einem gefälschten Telegramm des Kaisers Wilhelm getrieben wurde, läßt die Frage berechtigt erscheinen, ob ein solcher Mißbrauch verhütet werden kann. Man wird sich darüber ein Urteil bilden

können, wenn man erfährt, wie sich der telegraphische Verkehr des deutschen Kaisers abwickelt. Bekannt ist, daß Kaiser Wilhelm sehr viel telegraphiert, sowohl wenn er in Berlin ist, als auch, wenn er sich unterwegs befindet. Alle Telegramme des Kaisers werden als dringend befördert und tragen ein Merkmal, durch das ihre Herkunft bestimmt wird. Im allgemeinen kann man nicht annehmen, daß jemand den Namen des Kaisers mißbraucht. Durch den Telegraphen kann auch ein Mißbrauch unter keinen Umständen stattfinden, das kein Postbeamter ein Telegramm mit der Unterschrift des Kaisers befördern wird, das nicht auf dem üblichen Dienstwege und auf den für den telegraphischen Verkehr des Kaisers besonders hergestellten Telegrammformularen geschrieben ist. Die kaiserlichen Telegrammformulare tragen nämlich die Aufschrift: „Telegramm Seiner Majestät des Kaisers“. Alle diese Maßnahmen lassen es ausgeschlossen erscheinen, daß ein falsches Kaisertelegramm abgestandt werden kann. Tatsächlich hat ja auch der Straßburger Fälscher das Telegramm nicht durch die Post befördern lassen, sondern es selbst geschrieben und selbst, als Telegraphenbote verkleidet, dem Generalkommando überbracht. Es ist übrigens zu bemerken, daß das Formular, auf dem die Depesche des Kaisers aufgenommen wird, sich von den anderen nicht unterscheidet. Nur die Aufgabenformulare tragen den obigen Vermerk. Wenn der Kaiser von Berlin aus telegraphiert, ist ein Mißbrauch mit kaiserlichen Telegrammen natürlich auch vollständig ausgeschlossen. Im königlichen Schlosse zu Berlin ist nämlich ein besonderes Telegraphenamt, das mit dem Haupttelegraphenamt in unmittelbarer Verbindung steht; von dem Telegraphenamt im Schlosse, wohin die Telegramme des Kaisers in verschlossener Mappe geschickt werden, müssen sie nun von dem Telegraphenbeamten des Kaisers an das Hauptamt in der Französischen Straße weitergegeben werden. Jedes Telegramm wird sorgfältig gebucht, und zwar nicht nur nach Tag und Stunde, sondern auch nach Manuskriptseitenzahl. Diese Manuskripte gehen an jedem 1. eines jeden Monats von dem Schloßtelegraphenamt an das Haupttelegraphenamt und von hier nach der Oberpostdirektion, wo sie genau geprüft werden. Das Telegraphenamt des Kaisers ist während des ganzen Tages offen. Ständig muß ein Block mit Telegraphenformularen des Kaisers zu seiner Verfügung gehalten werden, wo er sich auch befindet, da der Kaiser es liebt, schriftliche Angelegenheiten auf dem schnellsten Wege, das heißt auf telegraphischem, zu erledigen. Bezeichnend ist dafür der Umstand, daß der Kaiser die Telegramme selbst schreibt, nur in sehr wenigen Fällen, bei minder wichtigen Angelegenheiten, kommt es vor, daß der Kaiser ein Telegramm diktiert. Aber jedes einzelne Telegramm trägt seine persönliche Unterschrift.

Was die Kriegsberichterstattung kostet. Die Zeitungen haben noch einen besonderen Grund, Krieg mit recht gemischten Gefühlen zu betrachten, denn die Kosten, die ihnen dadurch erwachsen, sind außerordentlich groß, und ihnen stellt kein nennenswerter Gewinn gegenüber. Welche kolossale Ausgaben die moderne Kriegsberichterstattung der Presse auferlegt, kann die einzige Tatsache illustrieren, daß während des spanisch-amerikanischen Krieges zwei New Yorker Blätter, deren Jahresgewinn zwischen 1½ und 3 Millionen betrug, bei Jahresdauer 2½ Millionen für die Kriegsberichterstattung ausgegeben hätten. Eine englische Wochenschrift berechnet die Kosten, die die Kriegsberichterstattung einem großen Londoner Blatt verursacht. Die Zeitung hat ein halbes Dutzend und mehr Be-

riechterstatter auf dem Kriegsschauplatz, die Gehälter von 1200 bis 2000 Mark monatlich beziehen. Das ist allein eine Ausgabe von 120 000 Mark im Jahr, die bei den größten Blättern auch auf 200 000 Mark steigen kann. Zu den eigentlichen Kriegskorrespondenten kommen noch ihre Gehilfen, die sie in ihrem schwierigen Amt unterstützen, und die ständigen Kriegsberichterstatter in den Hauptstädten der Kriegführenden. Die Ausgaben der Korrespondenten sind naturgemäß riesig, und die Zeitung muß zufrieden sein, wenn der monatliche Ausgabeetat 2000 Mark nicht übersteigt. Muß eine große Zeitung noch ein besonderes Dampfschiff unterhalten, um die Flottenmanöver der feindlichen Mächte zu verfolgen, dann kostet das nicht unter 20 000 Mark im Monat. Die Kriegsberichterstatter werden mit hohen Prämien von den Zeitungen versichert, auch ihre Familien erhalten eine Versicherung im Fall ihres Todes. Die Ausgaben dafür können leicht die Summe von 400 000 Mark jährlich erreichen. Und dann die gewaltigen Depeschenkosten! Während des russisch-japanischen Krieges betrug der herabgesetzte Preis für Preßdepeschen 1,90 Mark, für dringende Telegramme aber pro Wort 4,80 Mark, so daß eine kurze Depesche nicht unter 500 Mark, das ausführliche Telegramm einer Schlacht 5000 Mark kostete. An einem Tage während des Krieges empfangen ein halbes Dutzend Londoner Blätter Kabelgramme im Werte von 30 000 Mark. Im südafrikanischen Kriege wurde für ein Telegramm, das die Schlacht von Elandslaagt schilderte, die Summe von 6500 Mark ausgegeben. Aber die Kosten für die gebrauchten Telegramme sind nur ein kleiner Teil der gesamten Telegrammspesen, denn der weitaus größte Teil der Depeschen wandert in den Papierkorb, weil sie bereits überholt sind, oder aus anderen Gründen nicht mehr gebracht werden können. Während des spanisch-amerikanischen Krieges waren Kabelgramme für 4000 Mark, die eine einzige Zeitung erhielt, nicht das Papier wert, auf dem sie standen. Im Burenkrieg schickte ein Korrespondent täglich für 400 bis 600 Mark Depeschen, die alle ihren Ruheplatz im Papierkorb finden mußten.

Der fromme Wunsch eines sterbenden Geizhalses. In Budapest ist der Eigentümer des Gebäudes, in dem das Königstheater untergebracht ist, Kari Kraus, gestorben. Kraus, der 74 Jahre alt geworden ist, war ein Sonderling. Vor Jahrzehnten aus Böhmen in Budapest eingewandert, hatte er, so erzählen ungarische Zeitungen, zuerst als Metzger, dann als Viehgroßhändler ein Millionenvermögen erworben. Trotzdem lebte er, als ob er sich in den ärmlichsten Verhältnissen befände. So bildete beispielsweise seit Jahren Käse um 6 Heller und ein Stück Brot sein Nachtmahl. Seinen armen Verwandten ließ er niemals eine Unterstützung zukommen. Dem Direktor des Königstheaters steigerte er bei jeder Kontrakterneuerung den Mitzins. Als er sein Ende herannahen fühlte, berief er seine Verwandten zu sich und verabschiedete sich von ihnen mit den Worten: „Ich wünsche, daß nach meinem Tode eine Sintflut kommen soll, damit ihr meine teuren Schätze nicht vergeuden könnt.“ Nach seinem Tode fanden die Verwandten 540.000 Kronen Bargeld und 600.000 Kronen in Wertpapieren vor. außerdem hinterließ er mehrere Grundstücke, die einen großen Wert repräsentieren.

König Manuel und der Koeh. Eine sehr hübsche Geschichte, in deren Mittelpunkt der Ex-König Manuel von Portugal steht, ereignete sich kürzlich in einem der Logierhäuser für Arme, das König Manuel, der bekanntlich seinen Aufenthalt in England benützt, um die Wohlfahrtseinrichtungen genau zu studieren, in Begleitung des Lord Henry

Lygon besuchte. Der König erschien kurz vor dem Mittagessen in dem Versorgungshaus und besichtigte zuerst die Schlafräume. Nachdem er sich über die Bequemlichkeit und Reinlichkeit, die allenthalben herrschte, äußerst lobend ausgesprochen hatte, fragte er den ihn begleitenden Verwalter der Anstalt, Mr. Gerard, ob er vielleicht von dem Essen der Hausinsassen kosten könne. Natürlich wurde seinem Wunsche sofort Rechnung getragen und Mr. Gerard führte den König in die Küche, wo ein behäbiger Koeh, der keine Ahnung hatte, wer ihm in seinem „Reich“ einen Besuch abstattete, seines Amtes waltete. Der Küchengewaltige war eben damit beschäftigt, einen großen dampfenden Pudding, der höchst appetitlich duftete, auf eine Schüssel zu legen. Der König trat auf den Koeh zu und fragte ihn, wie denn so ein Pudding zubereitet werde. Der Koeh zueckte die Achseln und ließ sich in seiner Beschäftigung absolut nicht stören. König Manuel, den das Benehmen höchlichst amüsierte, fragte den Koch, ob denn der Pudding auch wirklich gut sei. Diese Frage traf den „Künstler“ ins Herz und er erwiderte mit vor Zorn und Herdhitze gerötetem Gesicht: „Was, ob dieser Pudding gut ist wagen Sie zu fragen?“ „Herr, ich sage Ihnen, kein Monarch der Welt müßte sich schämen, diesen Pudding zu essen.“ „Ausgezeichnet“, lachte der König Manuel, „dann werde ich gleich die Probe aufs Exempel machen.“ Er ließ sich ein Messer geben, schnitt ein tüchtiges Stück von dem Pudding herunter und verzehrte es mit sichtlichem Behagen. Unterdessen hatte der Verwalter dem Koch leise zugeraunt, wer der unbekannt Fremde sei, und der unglückliche Puddingerzeuger begann alle Farben zu spielen und wollte fluchtartig das Lokal verlassen. Der König hatte die Verlegenheit des Koehs bemerkt, und natürlich sofort erraten, was es damit für eine Bewandnis hatte. Er ergriff den „Flüchtling“ am Aermel, nahm eine Fünf-Pfund-Note aus seiner Briefftasche und überreichte sie dem Koeh, indem er lachend sagte: „Sie haben wirklich vollkommen recht gehabt. Kein König braucht sich zu schämen, von diesem Pudding zu essen. Er ist delikat.“ Die Geschichte macht in London die Runde und wurde mit großer Heiterkeit aufgenommen.

Neues von der Kriechkur. Vor ein paar Jahren haben deutsche Aerzte die Kriechkur erfunden, die ursprünglich zur Behandlung von Rachitis bei kleinen Kindern zur Anwendung gelangte. Jenseits des großen Teiches ist aus dieser Kriechkur jetzt eine große medizinische Mode geworden, und man wendet sie bei allen möglichen Leiden an, so z. B. um die Verlagerung innerer Organe wieder aufzuheben. Männlein und Weiblein, junge wie alte, die es müde sind, Gürtel und Bandagen zu tragen, verzichten daher täglich für einige Zeit auf das Vorrecht des Menschen, den aufrechten Gang, und kriechen auf allen Vieren umher. Dabei hat sich nun herausgestellt, daß die Kriechkur auch eine Nebenwirkung hat: wer sie fleißig ausübt, wird, was eigentlich von vornherein hätte gesagt werden können, bedeutend schlanker, außerdem aber entwickeln sich Schulter-, Arm- und Hüftmuskeln. Zahlreiche Leute, die an irgend eine nicht so ausgefallene Gymnastik nie gedacht haben, unternehmen daher eine Kriechkur als Entfettungskur und behaupten, sich dabei außerordentlich wohl zu fühlen.

Gemüsegärtner: „Da hört sich doch alles auf. Legt sich der Kerl hier in den Garten und verwüstet meine ganzen Bohnen!“ Betrunkener: „Wissen S', ich hab' mich nur an den Stangen festhalten wollen — und da sind s' umgefallen.“

Süßer Schmerz. „Stehe ich auf deinem Fuß. Lieben?“ — „Aeh ja, aber bleib nur stehen, Artur!“



Unterhaltungsecke



Auflösungen der letzten Aufgabe.

Auflösung des Schlußzeichen-Wechsel-Rätsels:

Kadi Kaff Kalm Kahn Kain Kalb Kali Kalk
Kamm Karl Karo Kate Kauf Kauz.

Auflösung der Fragment-Aufgabe:

Kot Ulm Rum See Bar Uhu Cid Hai
Kursbuch.

Auflösung des Rösselsprung-Rebus:

5 2 7 Das Wahre sagen,
8 4 Das Schwere tragen,
3 6 1 Das Rechte wagen
An allen Tagen.

Auflösung des Literarischen Versteck-Rätsels:

Emanuel Geibel.

Auflösung des Wortspiels:

1. Kasar—Fasan. 2. Aller—Eller. 3. Zeisig—Reisig.
4. Nota—Jota. 5. Kleve—Eleve. 6. Pickel—Nickel.
Ferien.

Auflösung des Bilder-Rätsels:

Genügen ist ein reicher Tisch.

Auflösung des Rätsels:

Der Geschäftsforscher.

Neue Aufgaben.

Steigerungs-Rätsel.

1. Es ist mit mir der Schneider, die Hausfrau wohl vertraut,
Gesteigert hab' ein Gotteshaus, ein großes, ich gebaut.
2. Eine Zahl, das ist gewiß, jeder diese kennt,
Eine alte Münze dir, wenn gesteigert, nennt.
3. Es hat fast jedes Ding mich, bald weniger, bald viel,
Gesteigert such' als Namen mich, so kommst du schnell zum Ziel.

Anagramme.

1. Dieses Lastschiff, das mit — beladen ist, nennt man ein —.
2. Nur im — spielte ich den —, sonst hätte ich als alter Skatspieler dies nicht getan.
3. Meine — wurde erfüllt, ich konnte nach — reisen.
4. Auf dieser — gedeiht von Hülsenfrüchten nur die —.

Bilder-Rätsel.



Rätsel-Sonett.

Mit B entfacht's im Herzen Schreck und Grauen,
Ein blutig Blatt enthüllt es der Geschichte;
Du segnest uns're Richter und Gerichte,
Mußt du rückblickend ihr ins Inn're schauen.

Fest hielt die Opfer sie in ihren Klauen,
Drum sann der Volkszorn, daß er sie vernichte,
Und niemals mög' ein Menschenangesichte
Auf Erden ihresgleichen wieder schauen!

Doch tausche B mit P, und plötzlich Segen
Tritt statt des Fluchs dir freundlich mild entgegen,
Wenn Krankheit oder Schwäche dich bezwingen.
Welch Uebel auch im Körper sich mag regen,
Wird ihr auch nicht die Heilung stets gelingen,
Vermag sie doch dir Linderung zu bringen.

Auslassungs-Aufgabe.

Aus den 9 Worten:

Malter Krater Geier Treiber Brand Jobst Maus
Gramm Garde

soll durch Ausstoßen je eines Buchstabens ein neues Wort gebildet werden, während die ausgestoßenen Buchstaben, zusammengereimt, ein beliebtes weidmännisches Vergnügen ergeben.

Vexier-Bild.

Wem gilt der Abschiedsgruß?



Rechen-Aufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0, 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 sollen zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 1 beträgt. Gegeben sei $35/70$; welcher aus den noch nicht benutzen sechs Ziffern herzustellende Bruch, in dessen Zähler jede folgende Ziffer größer ist als die vorübergehende, fehlt noch?

Bilder-Rätsel.

